

aus politik und zeit geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Olaf Leitner
Stimmungskanonen
für die Kämpfe der Zeit
Die Unterhaltungskunst
der DDR 1984

Henning Haase
Mediale Gewaltdarstellung
und ihre Effekte

Reinhard Roche
Graffiti — Sprachliche
Wirkungsmuster und Aktionsziele
einer Kontrakultur

Helmut Heitmann
Jugendliche Fußballfans
als gesellschaftliches Phänomen

ISSN 0479-611 X

B 21/84
26. Mai 1984

Olaf Leitner, M. A., geb. 1942; Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Publizistik an der Freien Universität Berlin; seit 1967 Freier Journalist; ab 1974 Musikredakteur beim RIAS-Berlin; 1977 Fernsehfilm „Saitenwechsel“ (NDR) zusammen mit Christoph Busse; Kolumnist und Kritiker beim Kulturmagazin TIP, Mitarbeiter des ZDF.

Veröffentlichungen u. a.: Zweimal Deutschrock, in: Ästhetik und Kommunikation, (1978) 31, S. 13—26; Melodie und Konsequenz — Rock in der DDR, in: K. Humann/C.-L. Reichert, EuroRock. Länder und Szenen, Reinbek 1981; Stichwort: Rockkultur/DDR, in: W. R. Langenbucher/R. Rytlewski/B. Weyergraf, Kulturpolitisches Wörterbuch. Bundesrepublik Deutschland/DDR im Vergleich, Stuttgart 1983, S. 616—619; Ideologische Aspekte einer Massenkultur in der DDR, in: Die DDR vor den Herausforderungen der Achtziger Jahre. Sechzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1983, S. 167—180; Rockszenen DDR, Aspekte einer Massenkultur im Sozialismus, Reinbek 1983.

Henning Haase, Dr. phil., Dipl. Psychol., geb. 1939; Professor für Psychologie, Arbeitsgebiete Markt- und Kommunikationspsychologie, Psychologische Diagnostik und Sportpsychologie an der Universität Frankfurt; 1. Vorsitzender der Sektion „Markt- und Kommunikationspsychologie“ des Berufsverbandes Deutscher Psychologen.

Veröffentlichungen: zahlreiche Publikationen zur Gewaltthematik in den Medien, sowie Untersuchungen zur Wirkung des Werbefernsehens auf Kinder.

Reinhard Roche, geb. 1928; Germanist, tätig im Gymnasialdienst (Michelstadt/Odw.) und der Referendarausbildung (Darmstadt).

Veröffentlichungen: zahlreiche Veröffentlichungen in Fachzeitschriften über Prager Deutsch, semantisch-pragmatische Problemsituationen der Gegenwärtssprache, DDR-Literatur, didaktisch-methodische Fragen des Unterrichts.

Helmut Heitmann, Dipl.-Pädagoge, geb. 1956; Studium der Dipl.-Pädagogik mit Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Freien Universität Berlin; zur Zeit an der Technischen Universität Berlin mit einem Vorbereitungsprojekt zum Thema „Ethnozentrismus und Gewalt — Lebenswelt, öffentliche Wahrnehmung, neonazistische Einflüsse und Möglichkeiten spezifischer Jugendarbeit bei männlichen Fußballfans“ befaßt.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion:

Holger Ehmke, Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Karl-Heinz Resch.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46 04-0, nimmt entgegen

— Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;

— Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;

— Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Stimmungskanonen für die Kämpfe der Zeit

Die Unterhaltungskunst der DDR 1984 zwischen
Resignation und Reorganisation

I. Einleitung

Das internationale Showgewerbe notiert 1984 einen neuen Rekord: der Amerikaner Michael Jackson konnte von seiner Langspielplatte „Thriller“ mehr als 35 Mio. Exemplare weltweit verkaufen. Als Superstar Nummer Eins in den USA ist er so berühmt, daß ihm gar das DDR-Fachblatt *Melodie und Rhythmus* zum Februar den Rücktitel einräumte und bemerkte, dieser moderne Soul sei „eine Kombination aus dem Seelen-Hauch der traditionellen Musik, motorischen Rhythmen, die den Disko-Taumel auf jedermann übertragbar machen, modernem Computer-Mix und der unverwechselbaren Stimme von Michael Jackson“. Aber das Jahr '84 begann noch mit einer weiteren Sensation. Nena Kerner aus West-Berlin segelte mit „99 Luftballons“ — inzwischen zu „99 Red Balloons“ internationalisiert — auf den zweiten Platz der US-Hitparaden. Nena, so auch der Gruppenname, schaffte in Australien wie in Japan und gleichfalls in Europa Spitzenpositionen im Umsatz von Populärmusik. Im Mutterland der Beatles besetzte sie sogar den vordersten Platz der Erfolgsliste. Nenas erster Hit in der Bundesrepublik, „Nur geträumt“, erschien 1983 auf dem DDR-Poplabel *Amiga*, gesungen von Petra Zieger und den Smokings. Die gleichfalls bei *Amiga* publizierende Popband Karat durfte sich kürzlich in der Bundesrepublik eine zweite Goldene Schallplatte abholen, mit der ein Verkauf von mindestens 250 000 LP-Exemplaren honoriert wird. Insgesamt konnte Karat von dem Album „Der blaue Planet“ im In- und Ausland eine Million Stück absetzen — *Amiga*-Rekord. Die Goldplatte wurde Karat übrigens anlässlich einer Showwendung des bundesdeutschen Fernsehens überreicht, fürs Erinnerungsfoto posierte man mit Mike McGear (Bruder Paul McCartneys) und Chris Jagger (Bruder von Mick). Der „Disco-Service“, eingerichtet von der FDJ-Zeitung *Junge Welt* sowie der Jugendsendung „DT 64“ (*Berliner Rundfunk*), überläßt den DDR-Jugendlichen und vor allem den Diskjockeys des Landes zum Überspielen aufs Tonband internationale Hits wie „Jump“ (Van Halen), „Only You“ (Flying Pickets), „Nobody Told Me“ (John Lennon) oder „Relax“ (Frankie Goes To

Hollywood), aber auch den „Trommeltanz“ (George Kranz) und „Rosa auf Hawaii“ (Cosa Rosa), beides Rockproduktionen aus West-Berlin. Vor allem aber werden Rock- und Popkompositionen wie diese angeboten: „Eiskalt“ (Regenbogen), „Rockmaschine“ (Brigitte Stefan & Meridian), „Zeck — zoff, trouble en masse“ (Juckreiz) oder „Deine Augen“ (Stern Meiben).

Die Stars der populären jugendorientierten Musik, ob nun regional oder international erfolgreich, werden von ihren Fans, den Rezipienten und von der einschlägigen Presse diskutiert. Die quirlig-pfiffige Nena mit ihrem diskreten Charme der Naivität ist ein Thema für *Bravo*, *Pop-Rocky* oder für den Schulhof, seltener für Eltern, Pädagogen, Erzieher oder Kulturwissenschaftler. Das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* widmet Michael Jackson eine Titelgeschichte, Ann Lennox (Eurythmics) und Boy George (Culture Club) beleben das Deckblatt von *Newsweek*, aber in den kultursoziologischen oder sozialpsychologischen Debatten werden diese Namen wenig genannt. Dennoch verkörpern sie mit ihrem künstlerischen „output“, mit dem „feeling“, das sie weitergeben und mit den ästhetischen Maßstäben, die sie vorlegen, Lebenshaltungen, Weltanschauung, Ideologie. Michael Jackson hat eine Einflußzone, die größer ist als der Machtbereich der USA und die Herrschaftszonen der Sowjetunion. Vermittels weltweit geknüpfter Vertriebsnetze ist das Ergebnis eines individuellen ideologisch-ästhetischen Schaffensprozesses, etwa eine Langspielplatte, nahezu gleichzeitig vermittelbar; freiwillig durch Erwerb des Gegenstandes künstlerischer Produktion, oder unfreiwillig, durch seine Konsumtion mit Hilfe der Sendemedien.

Es mag zwar bildungsbürgerlichen Idealen mehr entsprechen, bei gegebenem Anlaß mit Detailkenntnissen aus der „Don Giovanni“-Partitur zu beeindruckenden oder Goethes „Wahlverwandtschaften“ zu zitieren, genauso wesentlich aber erscheint es, dem Einfluß eben jener Nena nachzuspüren, der international Jugendliche, Kinder und wohl auch

viele Erwachsene prägt. Künstler der Popkultur sind der allgemeinste gemeinsame Nenner, auf den sich eine weltweite Grundstim-

mung bestimmter gesellschaftlicher Schichten in ihrer Daseinsperspektive reduzieren läßt.

II. Popmusik als Ideologieträger

Es gäbe Gründe genug, diese Überlegungen zu vertiefen und vor allem die Ignoranz westlicher Kultur-Kritiker gegenüber den Phänomenen der Massenunterhaltung anzuklagen. Wenden wir uns statt dessen einem Land zu, in dem seit anderthalb Jahrzehnten an einer Theorie der Unterhaltung gearbeitet wird, der DDR. Ausdruck jenes Bemühens ist der Gattungsbegriff des Untersuchungsgegenstandes selbst: „Unterhaltungskunst“. Das impliziert den Anspruch, daß Unterhaltung (Showbusiness, Entertainment oder die sowjetische Variante, die Estrade) Kunst sei, ein eigenes Genre im Ensemble der Künste, vielleicht auch nur eine Funktion der Kunst. An der Diskussion, die auf hohem intellektuellen Niveau geführt wird, sind viele Disziplinen beteiligt: Kulturwissenschaftler, Freizeitforscher, Musik- und Medienwissenschaftler, Soziologen. Die Schirmherrschaft hat sich die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED mit ihrem Institut für Marxistisch-Leninistische Kultur- und Kunstwissenschaften vorbehalten. Denn in einem sozialistischen Land folgt die Kultur den Richtlinien sozialistischer Kulturpolitik, allein bestimmt von der staatstragenden Partei SED. Diesen Maximen ist auch die Unterhaltungskunst verpflichtet. Ganz anders als in den Ländern des Kapitalismus, wo Unterhaltung dem Privatvergnügen oder den Bilanzen der „Bewußtseinsindustrie“ dient und im übrigen, wie festgestellt wurde, aus den seriösen Kulturdebatten herausgehalten wird, ist die ideologische Wirksamkeit von der „Unterhaltungskunst“, von Rock, Chanson, Folklore, Wortkunst (Conférence), Schlager, Musical oder Jazz — um einige Teilgebiete der Unterhaltungskunst zu benennen — erkannt und der Tagespolitik sowie langfristiger Parteistrategien dienstbar gemacht worden. Man kalkuliert den empirisch belegten Fakt ein, daß etwa 80% der DDR-Jugendlichen Popmusik konsumieren, und man verschließt nicht die Augen vor der Tatsache, daß die Begegnung mit diesem Zweig der Kultur in vielen Fällen die einzige Berührung mit Kultur überhaupt bleiben wird. Somit werden die kritischen Zwischentöne von Volker Brauns „Berichte von Hinze und Kunze“ (Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig 1983) weniger zum brisanten Politikum als jener Song der Gruppe Pankow, in dem es hieß:

Wir waren beide durstig
in dieser heißen Stadt
und hatten dieses *Leben*
und das Alleinsein satt ...

Da man im Sozialismus aber des Lebens niemals überdrüssig zu sein hat, singt Pankow nun:

... und hatten diesen *Abend*
und das Alleinsein satt ...

Bleiben wir im Bereich der Rockmusik, dem, wie Kulturpolitiker in der DDR betonen, in zwischen einflußreichsten Genre der Unterhaltungskunst. Dessen Zielgruppe ist altersspezifisch fest umrissen und hat einen hohen Anteil an der Gesamtbevölkerung. 1983 waren in der DDR mit ihren 16,7 Mio. Einwohnern knapp 6 Mio. Bürger weniger als 25 Jahre alt (35,8%). Rechnet man als potentielles Rockpublikum die Zehn- bis Fünfundzwanzigjährigen, so sind 23,3%, fast ein Viertel aller DDR-Deutschen, aufnahmebereit für diese Populärkunst. Wem bekannt ist, daß Popsongs heute das Volkslied ersetzt haben, der wird auch eine Streuung weit in die soeben ausgegrenzten Altersgruppen für möglich halten. Das „Wörterbuch zur sozialistischen Jugendpolitik“ definiert Jugend als „eine wichtige Phase der gesellschaftlichen, moralischen und physischen Entwicklung, d. h. der Persönlichkeitsentwicklung des Menschen ... Der gewachsene Umfang an Freizeit bedingt, daß die Freizeitgestaltung immer bedeutungsvoller für die Entwicklung der Persönlichkeit wird, besonders hinsichtlich ihrer politisch-weltanschaulichen, moralischen und ästhetischen Einstellungen. Dabei verstärkt sich auch der Einfluß der Massenmedien.“¹⁾

Massenmedien vermitteln Rockmusik, kombinieren sie mit politischer Information in Sendungen wie „Hallo“, dem Jugendjournal vom Sender *Stimme der DDR*, „DT 64“ oder „rund“, einem monatlichen Beitrag des Jugendfernsehens der DDR. Anders als die Bundesrepublik hat die DDR ihrer Jugend eine Programmschiene täglich ab 14 Uhr bis 23.30 Uhr eingerichtet und ihr spezielle Sendefrequenzen zugeordnet, die Empfangsbedingungen wurden verbessert. Damit soll die Programmflut des bundesdeutschen Rundfunks und

¹⁾ Herausgeberkollektiv, Wörterbuch zur sozialistischen Jugendpolitik, Berlin (Ost) 1975, S. 102

Fernsehens gekontert werden, die täglich die Landesgrenzen überspült und nach Meinung der SED zum Träger imperialistisch-kapitalistischen Gedankengutes wird: „Neben der direkten politischen Massenbeeinflussung wirken diese Medien besonders durch ihr breit gefächertes und umfangreiches Unterhaltungsangebot ideologiebildend. Es gehört zu den erklärten Maximen westlicher Sendeanstalten, ihre Programme so zu gestalten, daß sie den Anschein erwecken, als werde eigentlich nur Unterhaltung geboten“²⁾ heißt es in einer Schrift der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Für die DDR — an der Trennlinie zweier Gesellschaftssysteme — sei die Einwirkung der imperialistischen Massenmedien „eine längst gewohnte Bedingung der politisch-ideologischen Arbeit, und Illusionen über den Klassengegner in der BRD waren nie unsere Sache“³⁾ (Erich Honecker); eine Bedingung jedoch, die ihre ästhetisch-formalen Gesetze, zumindest im Bereich der Jugendkultur, zur Gewohnheit in der DDR macht.

Die populäre Musik wird heute von ‚älteren Kindern‘ und ‚jüngeren Erwachsenen‘ in Größenordnungen genutzt, die noch vor nicht allzu langer Zeit kaum vorstellbar waren. Der zwölfjährige, vielseitig informierte Kenner verschiedener Rockgruppen ist nicht mehr die Ausnahme“⁴⁾ schreibt der Kulturwissenschaftler Lothar Bisky. Der Rundfunk hat, entscheidend mit dazu beigetragen, daß Musikhören die am häufigsten ausgeübte kulturelle Veranstaltung geworden ist (...) Einzelanalysen (zeigen), daß Jugendliche anhand von Rocktiteln (...) angeregt werden zur Auseinandersetzung mit moralischen Fragen, Pro-

blemen der Lebensweise, zum intensiven Nachdenken über eigene Verhaltensweisen“⁵⁾. Sein Fachkollege Helmut Hanke weist darauf, daß „ein Großteil des heutigen Publikums mit dem ‚Sound‘ der internationalen Pop-Musik der 50er, 60er und 70er Jahre, mit der DDR-Rockmusik aufgewachsen ist“⁶⁾.

Michael Jackson, unser Beispiel zu Beginn, prägt Habitus, Gestus und „Lebensweise“ auch in der DDR. Das Publikum in der DDR wechselt wie überall in der Welt schnell seine Idole. War beispielsweise bis vor kurzem noch der BRD-Import „Neue Deutsche Welle“ Mittelpunkt des Fan-Interesses, so ist es jetzt die Rap-Musik aus USA, die die Jugendlichen erfreut und die DDR-Musiker zur Nachahmung inspiriert (z. B. Rockhaus und „Disco in der U-Bahn“). Notabene: die erwähnte „NDW“ war den Kulturideologen besonders verdächtig, galt sie ihnen doch als Beispiel der „Alleinvertretungsmaßnahme der BRD“.

Wichtigste Vermittler von Popmusik und ihrem ideologisch-ästhetischen Gehalt also bleiben die Sendemedien; kritische Beobachter erkennen dabei, „daß zwischen den Erscheinungs-, Vermittlungs- und Rezeptionsweisen besonders der Unterhaltungskunst im Fernsehen des Kapitalismus und Sozialismus eine unübersehbare Konvergenz bestehe; die Übernahme von Formen der ‚U-Kunst‘ aus der kapitalistischen ‚Kulturindustrie‘ berge auch die Gefahr in sich, die bürgerliche Ideologie mit zu übernehmen. Die gängigen Formen der Unterhaltungskunst würden nach wie vor von den bürgerlich-kapitalistischen und imperialistischen Vorbildern bestimmt; eigene sozialistische Modelle seien vergleichsweise schwach entwickelt“⁷⁾.

III. Kalter Krieg mit Unterhaltung

in Leipzig wurden publizistisch an den Pranger gestellt und als schmutziges Gesindel apostrophiert, die *Puhdys* anno 82 erhielten den Nationalpreis, wenngleich II. Klasse.

Je mehr der „Gegner“ mit seinen „antihumanistischen Kulturauffassungen“ die DDR heimsucht, je mehr die „Diversionsmedien“ mit Rosenthal und Löwenthal das sozialistische Deutschland bedrängen, je mehr gilt es, eine ideologische Gegenoffensive auf dem Feld der Kultur, in unserem Fall der Unterhal-

Die Geschichte der DDR-Unterhaltungskunst ist gezeichnet von anfänglicher Abwehr und späterer Akzeptanz stilistischer und möglicherweise auch ideologischer Vorgaben. Die Entwicklung der Rockmusik in der DDR legt davon selbst Zeugnis ab. Sie ist von einem Mitte der sechziger Jahre höchst befehdeten „Gämmler“- und Dekadenz-Phänomen zum hochgelobten und staatlich dekorierten Kulturprodukt avanciert: Die *Guitar Men* anno 65

¹⁾ Herausgeberkollektiv der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Kultur in den Kämpfen unserer Zeit. Zur ideologischen Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus auf dem Gebiet von Kunst und Kultur, Berlin (Ost) 1981, S. 7.

²⁾ Ebd., S. 8.

³⁾ Musik und Gesellschaft (1982), 10, S. 591.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Sonntag vom 8. 4. 1984.

⁶⁾ E. Schumacher, Darstellende Kunst und Unterhaltungskunst. Bericht über ein Colloquium mit Kommentar, in: Informationen der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst (1984) 1, S. 2.

tungskunst, zu ermuntern: „Von unserer Kultur und Kunst gehen entscheidende Impulse für die kommunistische Erziehung der Jugend und die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten, für die Herausbildung der sozialistischen Lebensweise, die Festigung der sozialistischen Wertvorstellungen und die Verbreitung unserer Weltanschauung und unserer Ideale aus“⁸⁾ schreibt Professor Kurt Hager, Politbüromitglied und oberster Kulturfunktionär seiner Partei, und umreißt dabei den Leitgedanken sozialistischer Kulturpolitik. Schlüsselwort ist dabei „sozialistisch“, ein Adjektiv, das sich bei seiner Definition durchaus tagespolitische Varianten gefallen läßt. Fehlentscheidungen wie die Brecht-Debatte oder der Formalismus-Streit belegen die Unsicherheiten oder die Flexibilität sozialistisch-autoritärer Kulturpolitik. Sie „vollzieht sich unter weltoffenen Bedingungen, das heißt in einer ständigen Auseinandersetzung mit der Politik und Ideologie des Imperialismus, besonders des Imperialismus der BRD ... Auf dem Gebiet der Kultur wenden unsere Gegner sehr differenzierte Mittel an, um ihre Ideologie des Antikommunismus, Antisowjetismus und Nationalismus zu verbreiten und den Sozialismus zu verleugnen.“⁹⁾

Die Weltoffenheit ist dabei durch die Sende-
medien aufgezwungen; jede Stilinnovation,
jede Spielvariante, auch jede Modetorheit
im internationalen Showbusiness — von
DDR-Unterhaltungskünstlern jeweils begierig
aufgenommen und im Lande verbreitet — muß
weltanschaulich getestet werden und den
ideologischen Freigabestempel erhalten.
Nicht immer sind die Kunstrichter sachkundig,
oft erliegen sie den selbstaufgelegten
Informationsdefiziten. Die Erkenntnis des
DDR-Fernsehkomentators Karl-Eduard von
Schnitzler, „Informationspolitik ist Klassenpolitik“¹⁰⁾,
auf den Gegner gerichtet, wird zum
Politikum in der DDR selbst. Wenn die
„Kultur und Kunst als ‚Trojanisches Pferd‘ für
die ideologische Diversion gegen den Sozialismus“¹¹⁾
ins Land kommt, wie der FDJ-Kultur-
funktionär und Rocktexter Dr. Hartmut König
es formulierte, fehlt es an Fachleuten, die, um
im Bild zu bleiben, befähigt sind, den Magen-
inhalt zu analysieren.

⁸⁾ Kulturpolitik sozialistischer Länder. Materialien der wissenschaftlichen Konferenz der Multilateralen Kommission sozialistischer Länder für Probleme der Kulturtheorie, der Literatur- und Kunstwissenschaften vom 26.—30. März 1982 in Berlin. Grußworte Kurt Hager. Berlin (Ost) 1983, S. 10.

⁹⁾ Ebd., S. 12.

¹⁰⁾ „Der schwarze Kanal“, Fernsehen der DDR I vom 9. 4. 1984.

¹¹⁾ Junge Welt vom 22. 10. 1982.

Ein Musterfall stellt die Geschichte der Beatles in der DDR dar. Das 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965 empörte sich darüber, daß „in widerlichster Weise dekadente Lebensformen in Gestalt der Beatles“¹²⁾ die DDR heimsuchten; der Kulturwissenschaftler Horst Slomma sah noch 1971 in dem Quartett aus Liverpool „letzten Endes ... einen anarchistischen Angriff gegen jede Kultur und Zivillisation“¹³⁾. Heute sind die Melodien der Beatles in der DDR hochgeehrt und als Vorbild fortschrittlicher Musizierweise jedermann empfohlen; als John Lennon 1980 ermordet wurde, forderte der Komponistenverband die U-Künstler des Landes auf, Lennon-Hymnen zu gestalten. Kathrin Lindner von der Schubert-Band trauerte so: „Erschlagen der, der Liebe sang, ich bin stumm sekundenlang“ („Der Junge aus Liverpool“). Lennon wurde zum Heroen des antiimperialistischen Kampfes ausgerufen, vergessen waren die den Beatles unterstellten Rauschgiftorgien in Millinärsvillen, vergessen auch jene Fotos einst, in der *Leipziger Volkszeitung* mit den Beatles in Uniformen imperialistischer Mächte. Der Rockmusiker Hansi Biebl machte sich einen Vers drauf und sang:

Mit einemmal war er so gut,
sang er so schön und intelligent
und gegen den Krieg.

Gab Orden zurück, war er doch *unser*
Mann.

Wißt Ihr nicht mehr
wie es mal hieß:

da war er nur der Millionär,
und viel zu langes Haar, dieser Beatle.

(Doch) jetzt ist er tot,
war jedermanns Freund
und er bekommt, wenn es geht,
einen Orden noch drauf,
den er garantiert
nicht zurückgeben kann.

Jetzt ist er tot, wehrt sich nicht mehr.

Biebels Gegenhymne wurde nur einmal im
DDR-Rundfunk gesendet und dann wegen
„technischer Unvollkommenheit“ aus dem
Verkehr gezogen.

Der Punk-Rock mit seinen vital eingespielten
„No future!“-Parolen erfreute sich in der DDR
ebenfalls sehr unterschiedlicher Beurteilungen.
Wurde er anfänglich, besonders wegen
seines gelegentlich faschistischen Dekors, in

¹²⁾ Zit. nach: Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED, hrsg. v. E. Schubbe, Stuttgart 1972, S. 1096.

¹³⁾ H. Slomma, Sinn und Kunst der Unterhaltung, Berlin (Ost) 1971, S. 199.

¹⁴⁾ H. Brock/Chr. Kleinschmidt (Hrsg.), Jugendlexikon Musik, Leipzig 1983, S. 292.

Acht und Bann getan, gilt er heute als „Versuch einer Rückbesinnung auf den ursprünglichen Rock'n Roll durch einfachen formalen, harmonischen und rhythmischen Aufbau der Musikstücke“¹⁴⁾. Noch drei Jahre zuvor hatte Stefan Lasch vom *Berliner Rundfunk* in einem Buch über Rockmusik geurteilt: „Punk hat für unsere Musikentwicklung keinerlei Einfluß“, er sei „nur zu verstehen im konkreten gesellschaftlichen Kontext“ und widerspräche den sozialistischen Normen für Moral und Ethik.“¹⁵⁾

Die Punks haben längst Einzug in die DDR gehalten, wengleich ihre Musik nur verdeckt und in Kellern aufgeführt werden kann. Im Plänterwald zu Ost-Berlin zelebrieren sie ihre „pogo“-Tänze und kommen regelmäßig in Polizeigewahrsam. Ihr Habitus, ihre Accessoires finden sich längst auf den Rockbühnen der DDR wieder. Die Punks hielten gar Einzug in die Literatur. Thomas Böhme, Jahrgang 1955, führt uns an einem Samstagabend auf den Bahnhofsvorplatz in Leipzig:

Und sah (...) den mit dem Stirnband & den
büßersandalen

Und einen im Lederanzug mit stars & stripes
auf dem Rücken, sein blasses Kindergesicht
Und minderjährige punks im trenchcoat der
väter

Und den farbigen mit violetten hochhackigen
schuhen

Und den schmalhüftigen der quer über die
fahrbahn sprang und fast gerammt worden
wäre (...) ¹⁶⁾

Letztlich aber bleibt die Beurteilung und ideologische Wertung der Phänomene internationaler Popmusik weniger einheitlich, als aus westlicher Sicht oft angenommen wird. Von den Auseinandersetzungen und Diskussionen in Kreisen der Kulturadministration dringt wenig nach außen, Indizien ihres Vorhandenseins sind nur bei akribischer Suche in den Medien der DDR ortbar. Gelegentlich kann, wie ein noch folgendes Beispiel belegt, das Taktieren beim Vergeben des weltanschaulichen Gütesiegels zu einem deutsch-deutschen Politikum werden.

Unablässig bleibt aber das Bemühen, sozialistische Unterhaltungskunst gegen kapitalistische Unterhaltung auszuspielen. „Unter dem herrschenden Zwang der Profitmaximierung (entstehen) durch die kombinatorische Wiederholung von ehemals neuen Gestaltungselementen standardisierte Kunstprodukte, Klischees:

die nichts mehr bedeutenden Fließbandproduktionen der Groschen-Romane, der Kriminal- und Abenteuer-Serien für Film und Fernsehen, der jeweiligen Typen von Schlagern etc. (...) Von schöpferischer Arbeit, von unersetzbaren Entdeckungen der Kunst kann hier nicht mehr die Rede sein. Was bleibt ist Kitsch, Pseudo-Kunst oder wie man das immer nennen mag“¹⁷⁾ schrieb Günter Mayer, Ästhetiker und Musikwissenschaftler an der Ost-Berliner Humboldt-Universität in einem Resümee über die Produktion westlicher Massenkultur. Hartmut König warnte anlässlich der FDJ-Kulturkonferenz im Oktober 1982 vor einer „Nachäfferei der sogenannten ‚Westkunst‘, all der Brutalität, der Entwürdigung des Menschen, wie sie von der amerikanischen Kulturindustrie betrieben werden“ und kritisierte „das von Unterhaltungskonzerten mit handfesten kommerziellen Interessen vorprogrammierte Abtauchen in eine Welt von Pornographie und Kriminalität, verrohender Gewalt und verdummender Trivialität“¹⁸⁾.

Kapitalistische Massenkultur zielt darauf ab, „Bedürfnisse zu wecken, Gewohnheiten und Verhaltensweisen herauszubilden, die am kulturellen Alltag und an der Lebensweise kapitalistischer Länder orientiert sind (...) Auf solchen besonders massenwirksamen Gebieten wie der Unterhaltungskultur, der Mode und des Berufssports, verschafft sich der Imperialismus auf spontane und staatsmonopolistisch regulierte und manipulierte Weise immer wieder Spielraum, um in den globalen Auseinandersetzungen mit dem Sozialismus ideologisch wirksam zu werden“¹⁹⁾ heißt es beim ZK der SED. Manfred Wekwerth, Präsident der Akademie der Künste und Leiter des Berliner Ensembles, ergänzt: „Unterhaltung ist — gerade weil sie nach Popularität strebt — ein wichtiger Kampfplatz der Ideologien.“²⁰⁾ An anderer Stelle wird das Zentralkomitee noch deutlicher: „Das Gewicht der Kultur in der ideologischen Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus vergrößert sich in dem Maße, wie es gelingt, den Krieg als Mittel der Politik auszuschalten und Beziehungen der friedlichen Koexistenz zwischen Staaten gegensätzlicher Gesellschaftsordnung durchzu-

¹⁷⁾ G. Mayer, Massenkultur — Unterhaltung. Zum Phänomen künstlerischer Massenprozesse. Informationen der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst, (1983) S. 5.

¹⁸⁾ Junge Welt vom 22. 10. 1982

¹⁹⁾ Herausgeberkollektiv der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, (Anm. 2), S. 47.

²⁰⁾ M. Wekwerth, Theater in Diskussion. Notate Gespräche Polemiken. Berlin (Ost) 1982, S. 116.

¹⁴⁾ S. Lasch, PS: Rock-Musik, Berlin (Ost) 1980, S. 94.

¹⁵⁾ T. Böhme, Mit der Sanduhr am Gürtel. Gedichte & Gebilde. Berlin (Ost) — Weimar 1983, S. 25.

setzen.²¹⁾ Damit wird ein kalter Krieg diagnostiziert.

So bemüht sich also die SED für den Kampf gerüstet zu sein und die Waffen zu schärfen. Wer drei Jahrzehnte Kulturpolitik der DDR und deren liebstes Kind, die „heitere Muse“ und jetzige U-Kunst rekapituliert, bemerkt, daß seit dreißig Jahren höheres Niveau gefordert wird; stetig wird gerügt, man habe sich von kapitalistischen Vorbildern längst nicht freigemacht, man huldige noch immer zu sehr einer bürgerlichen Show-Ästhetik. Oder, in der Phraseologie der Kulturadministration: das — nach Erich Honecker — „Erreichte ist noch nicht das Erreichbare“. „Weltbild (solle) gleich Notenbild (sein)“; „in den Kämpfen unserer Zeit“ sei es wichtig, „das Leichte, das so schwer zu machen ist“, zu befördern und dabei „Antworten auf die Fragen der Zeit“ zu geben. Treuherzig bekennt der Magier Eberhard

IV. Populärkultur in Grenzen

Die Unterhaltungskunst ist straff organisiert. Ein Netz von Gremien, Kommissionen und Komitees überzieht das Land, gesteuert wird zentral, von der Bezirks- bis zur Kreisebene. Niemand singt, tanzt, bläst oder deklamiert öffentlich, ohne vorher geprüft und beurteilt worden zu sein — fachlich und ideologisch. Kein Plakat wird gedruckt, keine Platte gepreßt, keine Seite vervielfältigt ohne den Segen der Partei. Und sie gibt jeweils den Tagesbefehl: „Durch Lachen, Humor, Heiterkeit sollten die Künstler stärker sozialistisches Selbstbewußtsein, Überlegenheitsgefühl fördern helfen“²⁴⁾, wie es Kurt Hager anlässlich des 6. Plenums des ZK der SED im Juli 1972 forderte. Und 1984 fragt Lutz Kirchenwitz, Stellv. Generaldirektor beim Komitee für Unterhaltungskunst: „Wie kann die Unterhaltungskunst den Forderungen der Zeit genügen, wie kann sie mit ihren spezifischen Mitteln helfen, Produktivität, Optimismus und Wohlbefinden zu erzeugen?“²⁵⁾. Kirchenwitz plädierte dafür, daß „die politisch-ideologische Arbeit mit den Unterhaltungskünstlern aktiviert und Impulse für die Erhöhung der Qualität unterhaltungskünstlerischer Angebote gegeben werden“²⁶⁾. Ein Großteil der Un-

Baur, zum Ruhme des Sozialismus „meine Illusionsshow weiter auszubauen. Daher will ich nicht dem Trend folgen, einfach die Illusionen und Tricks der großen amerikanischen Shows original nachzubauen und vorzuführen. Mir geht es darum, eine sozialistisch profilierte Unterhaltungskunst aufzubauen.“²²⁾

Zum Beispiel eine Jungfrau, sozialistisch zersägt? Vollmundig fordert das Organ der National-Demokratischen Partei: „Die Aufgabe der Unterhaltungskunst ist nicht nur Schritt halten oder gar Trippeln am Ort. Unser Auftrag heißt: kräftiges Vorausschreiten. Und das bedeutet: Mut zum Experiment, Mut zum Wagnis, bedingungsloses Engagement, Verantwortungsbewußtsein und Selbstkritik, Ergebenheit in unsere Sache.“²³⁾. Was nun Mut, was Wagnis oder Experiment sei, entscheidet die andere Partei, die SED, und ihrem Befund ist „bedingungslos“ und ergeben zu folgen.

terhaltungskünstler sei freischaffend und nicht in feste Institutionen oder Organisationen integriert: „Das erschwert die Lösung einer Reihe sozialer und organisatorischer Fragen.“²⁷⁾

Ohne Zweifel ist seit Anfang dieses Jahres einige Unruhe ins Showland DDR gekommen. Die ohnehin durch viele Abwanderungen geschwächte Künstlerschaft wurde durch die Ausreisewelle weiter dezimiert. Nachdem Stars wie Klaus Lenz, Manfred Krug, Veronika Fischer oder Holger Biege ihre Heimat verlassen haben, folgten jetzt Sänger und Musiker wie Hansi Biebl, Henry Kotowski, Regine Dobberschütz und Detlef Brauer, bis vor kurzem noch Mitglied der Gruppe Berluc, mit der er den erfolgreichsten Titel des Jahres 83 in der DDR sang: „No bomb“. Dieser Song attackiert den amerikanischen Präsidenten, in dessen Machtbereich Brauer inzwischen übergewechselt ist. Das renommierte Internationale Schlagerfestival zu Dresden präsentierte 1983 den Entertainer Hans-Joachim Neumann mit seiner Gruppe Neumis Rock Circus als Sieger des Wettbewerbs, zudem erhielt er den Preis der DDR-Journalisten. „Neumi“ hat inzwischen einen Ausreiseantrag gestellt und ist bei Drucklegung dieser Zeilen wohl schon im Westen.

Tief verwundet wurde die Unterhaltungsszene der DDR jedoch durch den Abgang einer Sängerin, die man zur Nachfolgerin der Veronika Fischer hatte aufbauen wollen und deren

²¹⁾ Herausgeberkollektiv der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, (Anm. 2), S. 17.

²²⁾ National-Zeitung vom 22. 3. 1984.

²³⁾ National-Zeitung vom 19. 3. 1984.

²⁴⁾ Kurt Hager, Zu Fragen der Kulturpolitik der SED. Referat auf der 6. Tagung des ZK der SED, in: ders., Beiträge zur Kulturpolitik, Berlin (Ost) 1981, S. 47.

²⁵⁾ Unterhaltungskunst, (1984) 2.

²⁶⁾ Ebd.

²⁷⁾ Ebd.

Karriere man mit Verve vorantrieb: Ute Freudenberg, Tochter eines Alt-Kommunisten und Anti-Faschisten, FDJ-Kulturpreisträgerin. Kurz bevor sie anlässlich eines Gastspiels in der Bundesrepublik dort verblieb, hatte die Genossin dem *Berliner Rundfunk* noch ein ausführliches Interview auf Band gesprochen, anlässlich dessen sie ein Treuegelöbnis für ihre Partei abgab. Es wurde nicht mehr gesendet, seine Aktualität war überholt. Ihr hochgelobter Beitrag für die Friedenslieder-Kampagne „Es gibt für mich kein fremdes Leid“, gemeinsam mit dem Chef der Gruppe Wir, Wolfgang Ziegler gesungen, war als musterhaftes Exempel dieses Genres häufig in den Medien vorgestellt worden. Sie galt als „eine unserer populärsten Sängerinnen. Nicht nur bei jungen Leuten (...) In ihren Liedern wendet sie sich in einer diesem Genre angemessenen Weise Problemen unserer Zeit zu“²⁸⁾, beschrieb es der Kritiker Günter Görtz.

Die Gründe der Unterhaltungskünstler, ihrem Land für immer den Rücken zu kehren, mögen im Einzelfall individuell geprägt sein. Genereller Anlaß aber ist der Unmut über eine Kleinliche und im Regelfall inkompetente Kulturbürokratie, die jene geforderte Experimentierfreude und künstlerischen Wagemut eben nicht unterstützt, sondern blockiert. Außerhalb der Ideologiediskussion ist die Kleiderordnung der Popmusiker ein Thema, das schließlich doch ideologisiert wird, — die Jeans-Debatte war ein Musterfall, den Stefan Heym einst mit dem Hinweis beenden konnte, dieser Hosentyp aus den USA sei ein proletarisches Beinkleid, mithin im Arbeiter- und Bauernstaat verwendbar²⁹⁾ —; jeder Button, den ein Musiker trägt, jedes T-Shirt, jede Frisur ist gegen ein ästhetisches Vorurteil der Kontrollinstanzen erstritten. Die „solidarisch-kameradschaftlichen Ratschläge“ der Kulturverwaltung enttarnen sich in der Regel als Bevormundung. Noch gravierender aber sind die Reisebeschränkungen, die sich zum Alptraum ausweiten. Einerseits gibt es für langjährig tätige Unterhaltungskünstler kein unbekanntes Terrain im Land mehr zu entdecken, andererseits bleibt die Möglichkeit überwiegend versagt, in anderen, das meint: westlichen Ländern, neue Erfahrungen und Anregungen zu sammeln. Regine Dobberschütz, die die Lieder in Konrad Wolfs Film „Solo Sunny“ sang, schrieb in einem Informationsblatt über sich und ihre Band unter „Tourseen: Etwa 1 Mio. mal Rostock-Suhl. Zusammenarbeit mit Musikern aus Polen, Jugosla-

wien und der Schweiz. 1981 sieben Wochen auf SU (= Sowjetunion, O.L.)-Tour“³⁰⁾.

Die Reise in die Sowjetunion gilt dabei schon als Auszeichnung. Die Ost-Berliner Rockband Metropol stellte im Dezember 1983 das Lied „Zu den Sternen“ vor:

Einmal bis zu den Sternen
einmal hin und zurück
mal ein Blick aus der Ferne
auf die Erde im Stück.
Solche Träume vom Fliegen
jeder träumt sie einmal
und ich müßte schon lügen
wollte ich nicht nochmal. (...)
Einmal bis zu den Sternen
einmal hin und zurück
mal was anderes hören
vielleicht Sphärenmusik —
nicht nur in Suhl und am Darß³¹⁾ spielen
jeder kennt uns da schon
vielleicht mal auf dem Mars spielen
das wär die Sensation.
Zu den Sternen, zu den Sternen (...)

Vordergründung naiv und fröhlich-vital interpretiert, hat der Text des Liedes doch eine unzweideutige Botschaft. Die Reise zu den Sternen steht für das Reisen schlechthin, der Traum vom Fliegen ist eine in der Rocklyrik der DDR erheblich strapazierte Metapher, die sich in zahllosen Liedern nachweisen läßt: es wird geflogen, gesegelt, geschwebt, getaucht — zu den Sternen oder ins Innere der Erde, in die Tiefen des Ozeans. In dem Song „Die wundersame Geschichte von Gabi“ der Ost-Berliner Gruppe Pankow lauten die entsprechenden Zeilen:

(...) und sie denkt an die Sekunden
nach den Erdkundestunden (...)
als der Globus heimlich rollte
und sie flog wohin sie wollte —
so klein ist Blankerode!

Man kann die Metapher (ist ihr häufiges Vorhandensein nun Zufall, ist sie lanciert oder Signal Freud'schen Unterbewußtseins) auch geschickt zwischen die Zeilen schieben, wie es der Leipziger Textpoet Kurt Demmler für die Gruppe Karussell vorführt:

Ob man Schwimfflossen liebt
oder Schuh — lackiert
ob sein Fahrrad man liebt
oder'n Lada führt
ob man Fernseh'n sieht
oder Fernseh'n macht
sich bei Tage bemüht

³⁰⁾ Typoskript, im Besitz des Autors.

³¹⁾ Suhl = südlichster DDR-Bezirk, der Darß = Halbinsel an der Ostsee.

²⁸⁾ Neues Deutschland vom 26. 3. 1984.
²⁹⁾ Vgl. Berliner Zeitung vom 10. 7. 1955f.

oder in der Nacht —
ja, wir alle sitzen im selben Boot
und ein jeder sitzt mit seiner Not
aber eine Hoffnung ist allen gemein:
jeder will noch weit gefahren sein
(„Du gehörst dazu“)

Mögliche Anfragen würde Demmler vermutlich mit dem Hinweis abfangen, das Fahren stünde hier als Sinnbild für Erkenntniszuwachs.

Komm, wir steigen auf einen Berg
um über Wolken zu stehn
komm wir fliegen in das All
um nach den Sternen zu sehn (...)

Dies singt die Gruppe Prinzip auf ihrer dritten Langspielplatte, auf der sich auch die Kompositionen „Wir reiten mit dem Sturm“ und „Flieg mit mir“ befinden.

Dies sind Beispiele aus der Gegenwart, für die sich ähnliche und ebenfalls mühelos genügend in der Vergangenheit vorfinden lassen. Wer nicht, beispielsweise mit dem „Albatros“ der Formation Karat, in Gedanken um die Welt fliegen will, wer nicht vermittels der Phantasie nach außen strebt, der geht nach innen, ins Private, in die, wie Günter Gaus es nennt: Nische.

Komm auf mein Schloß
Ecke Schönhauser (Allee, O.L.)
da bin ich König
gleich unter dem Dach.
Komm auf mein Schloß mit mir
du wirst erwartet
bei Kerzen und Mondenschein
und alles für dich (...)
Und keine böse Fee
stört unsere Träume
wenn wir verzaubert sind
bei Mondschein und so (...)

Dieses Lied der Band Keks versteckt die Chiffre für Eskapismus unter Ironie und parodistischem Gestus, aber auch sie ist in vielen Songs sozialistischer Populärmusik entdeckbar.

Um mehr Realitätsbezug geht es der Gruppe Silly, sie will „sichtbar andere Wege ... gehen als verschiedene Bands mit ihren Tiefsee- und Kosmosgeschichten“³²⁾. Silly führt mit dem Texter Werner Karma Lieder gegen Leute vor, „die ihre Machtstellung mißbrauchen, um auf andere Druck auszuüben,“ — Leute im eigenen Land etwa? nein: — „solche Kriegstreiber wie Reagan, wie Ausbeuter der Menschheit überhaupt“³³⁾.

Den Rückzug ins Private, in die kleine überschaubare Welt des unmittelbaren Erlebnisbereiches, rügte angesichts der jungen DDR-Literaten der PEN-Präsident Heinz Kamnitzer: „Die sind mir doch noch zu fragmentarisch in ihrer Welt. Ich bin oft sehr betroffen, wie wenig die große Umwelt irgendwie spürbar ist in dem kleinen Ausschnitt, den sie anbieten. Wenn ich mir dazu vergegenwärtige, welche Anfrage gerade heutzutage der Globus an uns stellt und dann diese kleine Welt von Empfindungen, von Erwartungen, es muß alles sein (aber) —“³⁴⁾. An dieser Stelle des Rundfunk-Interviews wird Kamnitzer in seinen entweder weltfremden oder zynischen Ausführungen durch den Interviewer unterbrochen: „Ist das nicht eine Frage der Fähigkeit, auch der Erlebnismöglichkeiten, würden Sie das einräumen?“³⁵⁾ Der Einwand verweist dezent auf den Umstand, daß es zwischen der DDR und der Welt eine Mauer gibt, eine nur von Privilegierten zu passierende Staatsgrenze. Es widerspricht nicht dem Gesetz der Fairneß, wenn man die Antwort Kamnitzers wörtlich zitiert, wie sie *Radio DDR* im II. Programm ausstrahlte — ein redaktionell bearbeiteter, mithin präzise zum Zweck der Veröffentlichung zurechtgeschnittener Tonband-Beitrag: „Nein, das würde ich nicht ganz so sehen. Ich weiß, es wird oft gesagt — sicherlich kann man durchaus erklären, also dieser Fundus ist noch nicht so groß, die Erlebnissphäre ist noch nicht groß genug. Ich habe dennoch da drunter eine Sorge anzumelden, die ganz woanders liegt. Und zwar, ja, lassen Sie's mich ruhig mal sehr hart sagen: Wie soll ich mir erklären, daß so viel in unserer Lyrik und auch in unserem erzählerischen Mobiliar so viel — es kommt ganz bitter! — gesellschaftslos ist? Wie kommt es, wie jemand, der doch hier und heute lebt, so wenig vermittelt von den — ja, die Engländer nennen das ‚facts of life‘, also den Tatsachen des Daseins?“³⁶⁾ Auch im weiteren Gespräch wird die Antwort auf die zaghaft insistierende Frage verweigert. Zur Erinnerung — der Schriftsteller Prof. Dr. Heinz Kamnitzer ist aufgrund seiner Funktion im PEN-Klub seines Landes einer „der führenden Intellektuellen“ der DDR.

Zurück zur Unterhaltungskunst, die durch viele ihrer Lyriker und Songpoeten durchaus mit der Literatur verknüpft ist. Daß sich der DDR-Bürger bevormundet fühlt, Teile seines Lebens von der Bürokratie autoritär gesteuert werden, daß häufig Macht über Kompetenz siegt, zeigt sich auch in den Beiträgen der

³²⁾ Junge Welt vom 13. 1. 1984.

³³⁾ Ebd.

³⁴⁾ Berliner Rundfunk vom 13. 12. 1982.

³⁵⁾ Ebd.

³⁶⁾ Ebd.

Unterhaltungskunst, die das Dauerthema „Individuum und Gesellschaft“ künstlerisch verarbeitet. Auf der FDJ-Kulturkonferenz 1982 hatte Hartmut König vom Zentralrat des Jugendverbandes Otto Grotewohl zitiert:

Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

König ergänzte: „Ja, wir sind unter der Führung unserer Partei Hammer geworden, Generationen um Generationen wurden es, und kommende Generationen werden es sein.“³⁷⁾

Die Berliner Bluesband Monokel ist weniger pathetisch. Sie singt in „Man schmiedet doch anders herum“:

Es schließt sich still der Kreis der Leiden
Alkohol bestimmt die Spur
Gefühle sind ab jetzt zu meiden
es bringt dich nichts mehr aus der Ruh.
Die Sonne läßt sich selten sehn
zugeschlossen jede Tür
bei Nacht da husten nur die Flöhe
und Blutdruck wird bestimmt vom Bier.
Gedanken sind nur am Verdampfen
und Blicke gleiten kalt vorbei.
Das Lächeln wird dir immer saurer
und Liebe ist nur Einerlei.
Du setzt den Fuß, bewegst die Hände
rollst die Augen ohne Sinn
um dich herum sind kahle Wände
Straßen führen nirgends hin.
Du bist Amboß, nicht der Hammer,
man schmiedet doch anders rum (...)

Du willst gewinnen, bringst die Zeit rum
die Zeit verrinnt und bringt *Dich* um.
Der Himmel weint, kalt heult der Wind
hast dich verirrt im Labyrinth.

Im Frühjahr 1984 gibt es Unruhe in den Büros der Administration, verwaiste Plätze in der Hierarchie sozialistischen Entertainments sind neu zu besetzen, ihnen zugeordnete Privilegien sind zu verteilen. Zudem sind Künstler und Kulturverwaltung mit der Lektüre und Analyse eines Buches befaßt, das aus der Bundesrepublik stammt und erstmalig anhand jugendlicher Populärmusik eine Gesamtdarstellung der DDR-Unterhaltungskunst beinhaltet³⁹⁾.

³⁷⁾ Junge Welt vom 22. 10. 1982.

³⁸⁾ Radio DDR II vom 30. 4. 1984, zitiert nach RIAS-Monitor-Dienst vom 1. 5. 1984.

³⁹⁾ Vgl. O. Leitner, Rockszenen DDR. Aspekte einer Massenkultur im Sozialismus, Reinbek 1983.

Der Sarg für dich wird schon gehobelt
geistig kriegst du Rente schon.
Um dich wird nicht mal mehr geknobelt
du alter ausgedienter Clown.
Du bist Amboß, nicht der Hammer (...)

Rockmusik als Indiz jugendlichen Lebensgefühls? Das von der Bluesband Monokel vermittelte Stimmungsbild, nur vordergründig ein Lied gegen den Alkohol, ist ein Aspekt des real existierenden Sozialismus, in dem die Mächtigen keineswegs einheitlich, en bloc entscheiden. So durfte Monokel seinen Beitrag zur Unterhaltungskunst der DDR zwar auf einer Schallplatte publizieren (*Amiga* 855 992, 1983), nicht aber über den Rundfunk einer großen Öffentlichkeit vorstellen.

Monokel trifft ein Lebensgefühl, das auch Autoren anderer Kunstgattungen bewegt. Für das Theater „machen wir die Beobachtung, daß individuelle Beobachtungen, auch ein individuelles Verhältnis zur Welt, sich breit macht. Ich sage das absichtlich ein bißchen kritisch, weil es natürlich eine Gefahr ist, wenn man in einem dialektischen Verhältnis die eine Seite besonders stark betont (...) Wir haben bei einer Reihe von jungen Autoren zum Beispiel die Tendenz, die Erfahrung des einzelnen gegenüber der Gesellschaft überzubewerten. Es werden Geschichten erzählt, die von den Sorgen, den Bedrängnissen der einzelnen nicht nur handeln, sondern die diese Sorgen und Bedrängnisse zum Maßstab nehmen, nach denen gewertet wird und die sozusagen die Verantwortung, die Schuld, auf die Gesellschaft verlagern, ohne daß das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, also die Verantwortung des einzelnen Individuums, für das, was Gesellschaft ist (...) deutlich wird“³⁸⁾ sagte Dr. Peter Ulbrich vom Theaterverband der DDR in einem Rundfunkgespräch.

V. Kopieren und organisieren

Im Zuge stilistisch-ästhetischer Neuorientierungen bildeten sich im Frühjahr 1984 viele Musikgruppen um. Manche Umbesetzung jedoch dient dem Ziel, eine Versammlung von Reisekadern für in Aussicht stehende Westtourneen parat zu haben, denn es ist ein Faktum, daß man sich in künstlerischen Ensembles häufig von Mitgliedern trennt, denen die Sicherheitsorgane der DDR den Reisepaß verweigern.

Auf eine kritische Einschätzung der „Leistungstätigkeit“ des Ministeriums für Kultur deuten Umbesetzungen hin, die Anfang dieses Jahres vorgenommen wurden. Der Stellvertretende Kulturminister Siegfried Wagner,

Leiter des Ressorts Unterhaltungskunst, wurde bereits in Pension geschickt. Zu seinem Nachfolger bestimmte man Dr. Friedrich Grabe, vorher künstlerischer Direktor des Palastes der Republik, dem repräsentativsten Veranstaltungsort der DDR. Anlässlich der Konferenz der Unterhaltungskünstler im März 1984 in Karl-Marx-Stadt hatte Grabe festgestellt: „Noch nicht immer und überall sind die Orientierungen und prinzipielle Haltung der Partei zur Unterhaltungskunst und den Künstlern, die sie realisieren, in unserem Lande Grundlage des Handelns und auch des Verhaltens. Die Diskussion vor und auf der Konferenz hat an Beispielen erkennbar gemacht, daß subjektive Auffassungen und auch Geschmacksurteile, werden sie zur Basis kulturpolitischer Verantwortung gemacht, keine tragbare Position für die Verwirklichung der Kulturpolitik der Partei und des sozialistischen Staates ist.“⁴⁰⁾

Schon 1978 gab es eine Konferenz zur Unterhaltungskunst in Ost-Berlin, die Siegfried Wagner in der üblichen pathetischen Diktion eingeleitet hatte: „Erfüllt vom Wissen um unseren Beitrag für Lebensfreude, Optimismus, Vermögen, Humor und Spaß wollen wir schöpferisch und sachlich Erreichtes bewerten, beste Erfahrungen und Ergebnisse verallgemeinern und uns mit neuen Initiativen und hohen gesellschaftlichen Ansprüchen stellen.“⁴¹⁾ Wie man den Ausführungen seines Nachfolgers Grabe entnehmen konnte, sind die Ansprüche noch immer nicht voll erfüllt, was, wie Kurt Hager feststellte, dem Klassengegner im Westen zupaß kommt: Er nutzt „Wachstumsschwierigkeiten, aber auch Mängel in der Lenkung und Leitung einzelner Kulturbereiche sowie Revisionisten und Überläufer in das gegnerische Lager zu Angriffen gegen die sozialistische Kultur.“⁴²⁾ Jürgen Hagen vom ZK der SED assistiert: „Die Ausprägung eigener, sozialistischer Werte in der Unterhaltungskunst verläuft ... keineswegs konfliktlos und glatt. Sie vollzieht sich vor dem Hintergrund eines verschärften ideologischen Kampfes und wachsender Störversuche imperialistischer Kräfte. Auch wirken noch Überreste des Unterhaltungsbetriebes bürgerlicher Herkunft, fehlt es mitunter an ideologischer Reife, indem Produktionen aus kapitalistischen Ländern kopiert werden (...)

⁴⁰⁾ Sonntag vom 8. 4. 1984.

⁴¹⁾ Für eine höhere Qualität und Wirksamkeit der Unterhaltungskunst der DDR. Materialien der Konferenz zur Unterhaltungskunst der DDR, Berlin, 13./14. März 1978, in: Informationen der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst, (1978) 3, S. 2.

⁴²⁾ Vgl. (Anm. 8), S. 12.

Die Bemühungen, Eigenes, Originelles, Neues hervorzubringen, sind noch zu gering entwickelt.“⁴³⁾

Um es präziser zu sagen: der sozialistischen Unterhaltungskunst der DDR ist bislang kein einziger originärer Beitrag nachzuweisen, keine künstlerische Leistung, die nicht auf internationale, das meint: westliche Vorbilder zurückgeht. Das schließt Beiträge von hoher künstlerischer Qualität und außergewöhnliche Individualleistung nicht aus. Sie sind aber persönlichkeitsgebunden und nicht explizit sozialistisch. Selbst ein so harmloses Novum wie die „Pop-Gymnastik“, eine Verbindung von Körperübungen und zeitgemäßer Rockmusik, von der Plattenfirma *Amiga* unter der Bestellnummer 856 017 „mit Poster“ (nicht etwa „mit Plakat!“) veröffentlicht, ist nur die DDR-Variante der westlichen „Aerobic“-Welle.

„Die wachsende Ausstrahlungskraft der sozialistischen Kultur“⁴⁴⁾, die die SED beschwört, kann zumindest im Bereich der Unterhaltungskunst nur partiell festgestellt werden. Selbst der im Westen erfolgreichsten DDR-Rockband Karat bescheinigte die *Frankfurter Rundschau* anlässlich eines Konzertes: „Alles ein bißchen ‚behind the time‘, aber das kennt man ja von der DDR, die es auf kaum einem Gebiet unterläßt, unsere Fehler verspätet aber um so gründlicher nachzuholen“, und resümiert: „Der Deutsche Gartenzwerg ist unteilbar.“⁴⁵⁾

Immerhin werden die Puhdys eine Novität auf der im Sommer 1984 erscheinenden nächsten Langspielplatte vorführen, die ideologisch brisant ist. Abgestützt durch Heinrich Heine, werden sie einen Song auf der LP mit den Worten einleiten: „Denk ich an Deutschland...“ — einem Land, in dem sie geboren seien. Der Begriff „Deutschland“ ist, man erinnere sich, im offiziellen Sprachgebrauch nahezu eliminiert und taucht nur noch als Titel des Parteiorgans auf.

Auf der erwähnten Unterhaltungskünstler-Konferenz 1984, organisiert vom Kulturministerium und dem Staatlichen Komitee für Rundfunk und Fernsehen, der sich die VII. Leistungsschau der Unterhaltungskunst

⁴³⁾ J. Hagen, Unterhaltungskunst — fest mit dem sozialistischen Leben verbunden. Zu einigen Fragen der Unterhaltungskunst in der DDR und Aufgaben nach dem X. Parteitag der SED, in: Informationen der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst, (1981) 4, S. 7f.

⁴⁴⁾ Herausgeberkollektiv der Akademie der Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, (Anm. 2) S. 37.

⁴⁵⁾ *Frankfurter Rundschau* vom 27. 4. 1984.

anschloß, trafen sich 540 Teilnehmer zu Vorträgen und Diskussionszirkeln. Hauptanliegen der Konferenz war es wohl, die etwa 9000 professionellen Vertreter dieses Metiers organisatorisch und damit auch politisch-ideologisch in den Griff zu bekommen. Dies geschieht in der Regel vermittels des Komitees für Unterhaltungskunst. Dessen Aufgabe und die seiner Arbeitskreise ist es, Spitzenkünstler des Landes künstlerisch und ideologisch zu leiten, den Nachwuchs zu fördern und — bei politischer Unbedenklichkeit — Auslandstourneen zu ermöglichen. Vorsitzender des Komitees war einst auch Siegfried Wagner, als dessen Generaldirektor fungiert Dieter Gluschke.

Die Idee, das Komitee zu einem Verband Unterhaltungskunst, vergleichbar dem Schriftsteller-Verband, umzubilden, wurde nicht realisiert. Offenbar ist die Gesellschaftsform eines Verbandes, obwohl in seinen führenden Repräsentanten von der SED gesteuert, der Kulturobrigkeit noch zu selbständig. Das neue Komitee „wird eine modernere Form (be)kommen, die es auch bisher noch nicht in der DDR gegeben hat. Das Komitee wird eine verbandsähnliche Funktion ausüben, wird ein Statut haben. Es wird jeder Künstler der DDR, professioneller Künstler der DDR auf Antrag — das ist auch eine Besonderheit — Mitglied des Komitees werden können. Insofern steht eine Reorganisation des Komitees zu Buche“ erklärte Walter Kubiczek, Leiter des Arbeitskreises Jazz beim Komitee im Sender *Stimme der DDR*⁴⁶⁾.

Unter der Leitung eines Präsidenten soll das Unterhaltungs-Komitee direkt dem Ministerrat der DDR unterstellt werden. Erste Präsidentin wird die Lyrikerin Gisela Steineckert, bislang Vorsitzende des Arbeitskreises Chanson. Sie hatte sich nicht zuletzt mit einem Referat anlässlich der UK-Konferenz empfohlen: „Unsere Gespräche sollen den kritischen und fordernden Ton haben, den Rede über Arbeit so mit sich bringt. Wir wollen einmal alles Trennende, das aus dem Fachlichen oder aus unterschiedlicher Sicht im Detail kommen kann, für eine Zeit beiseite lassen und uns in einem Bekenntnis einén: Wir sind uns, befaßt mit dem Spaß und dem Ernst der Unterhaltung, wohl bewußt, daß wir uns mitten im Kampf befinden. Arm an Bodenschätzen, reich an Erfahrung, klug genug für heute, nie

klug genug für das Nächste, streben wir nach dem Sieg gegen den Krieg. Wir müssen den Friedenskampf ohne Schlacht gewinnen, den Schaden begrenzen. Jetzt, nach der Stationierung, jetzt, nach den Gegenmaßnahmen. Jetzt, da das Leben nicht wunderbar genug geschildert werden kann, damit es verteidigenswert und nicht als Jammertal erscheint (...) Laßt uns eine Kunst machen, lebendig und menschlich und mitreißend und unterhaltend, wie jede Kunst zu sein hat (...) Der Sozialismus braucht die beste Kunst von eigener Art. Dazu gehört die Unterhaltungskunst. Wollen sehen, daß wir ihr zur massenhaften Beachtung und gewachsenen Achtung als Teil unserer Kulturpolitik noch ein übriges hinzufügen: Noch mehr Wissen um die Verantwortung in den Kämpfen unserer Zeit. Noch mehr Haltung, mehr Tageswirkung und — Unsterblichkeit.“⁴⁷⁾

Auch Eike Sturmhöfel, Stellvertretender Generaldirektor beim Komitee für UK und dessen Parteisekretär, sagte nach der Konferenz: „Der Gewinn der Konferenz besteht, glaub ich darin, daß sich die verschiedensten Genres darüber einig waren, daß sie alle an dem Grundproblem arbeiten müssen: mehr und bessere Leistungen für das Veranstaltungsleben dieses Landes zu schaffen, reale Bedürfnisse besser zu befriedigen, höhere Qualität zu fordern. Der Zuwachs an Veranstaltungen ... in den letzten fünf Jahren ist gewaltig, der Zuwachs an Qualität ist noch nicht so groß.“⁴⁸⁾ Hinsichtlich der Neuorganisation des Komitees, durch das die überwiegend freiberuflich arbeitenden UK-Interpreten einer besseren gesellschaftlichen Kontrolle unterliegen sollen, erklärte Sturmhöfel: „Das zu entwickelnde Statut (...) wird darüber Auskunft geben müssen, welchen Stellenwert die praktische Mitarbeit der Unterhaltungskünstler an der inhaltlichen Leitung und Lenkung der Prozesse der Unterhaltung in unserem Land haben wird.“⁴⁹⁾ Das Statut wird zudem eine weitere Aufwertung der Arbeitskreise zu Sektionen ergeben. Sie sind Anlaufstelle für die Vertreter der einzelnen Genres und sind neben der fachlichen und ideologischen Arbeit auch für soziale Fragen zuständig. Vorsitzender eines Arbeitskreises Wissenschaft ist übrigens Helmut Hanke von der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

⁴⁶⁾ *Stimme der DDR* vom 25. 3. 1984, zitiert nach RIAS-Monitor-Dienst vom 25. 3. 1984.

⁴⁷⁾ DDR II vom 24. 3. 1984.

⁴⁸⁾ Berliner Rundfunk vom 1. 4. 1984.

⁴⁹⁾ Ebd.

VI. Rock als Agitprop

Die Unterhaltungskunst in der DDR, ob im FDJ-organisierten Jugendklubhaus in der Provinz, in den Kulturhäusern und Kulturpälästen oder gar im neu errichteten Friedrichstadtpalast in Ost-Berlin, der am 27. April 1984 in Anwesenheit des Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker und der Mitglieder des Politbüros der SED eingeweiht wurde, schafft sich repräsentative Veranstaltungen, die ihr Anliegen von sozialistischer Kultur demonstrieren sollen. Ob zu den Leistungsschauen, Interpretationswettbewerben, den nationalen Liedertourneen, den Schlagerfestivals, den Jazz-Jamborees, den Chansontagen und den vielen Volkskunstaktivitäten (Volkskunst = Laienbewegung) oder nur zum wochenendlichen Tanzvergnügen in der Dorfdisko des Kreiskulturhauses — der Showbetrieb ist — trotz gelegentlicher für das System der Planwirtschaft nicht untypischer Pannen — gut durchorganisiert. Dies geschieht durch das Komitee, die Bezirkskommissionen für Unterhaltungskunst, die bezirklichen Konzert- und Gastspielfunktionen (KGD), die Gewerkschaft Kunst im FDGB, den Jugendverband FDJ, die Zentralhäuser für Kulturarbeit und — für Gastspielimporte — die Künstleragentur der DDR.

Höhepunkte, von großem publizistischem Aufwand begleitet, sind jährlich zu Jahresbeginn das Festival des Politischen Liedes und die Aktion „Rock für den Frieden“ in Ost-Berlin. Diese Veranstaltungen mit Volksfestcharakter haben großen Publikumszuspruch und sind als Propagandaschauen den jeweiligen politischen Etappenzielen verpflichtet. Aktuell waren dies, die Verwirklichung des NATO-Doppelbeschlusses zu verhindern und nunmehr — nachdem dies gescheitert ist — die Aufstellung westlicher Mittelstrecken zu attackieren und auf deren Beseitigung hinzuwirken. „Rock für den Frieden“, 1984 zum dritten Mal vorgeführt, wurde zum Hauptereignis für die Rockmusik des Landes aufgebaut.

Lange Zeit war die jugendspezifische Populärmusik zwar den allgemeinen Prinzipien der Kulturpolitik, den Maximen des sozialistischen Realismus angepaßt, nicht aber war sie zur tagesaktuellen Agitation verwandt worden. Dies hat sich mit „Rock für den Frieden“ geändert. Es gilt als gesellschaftspolitische Pflicht — wenngleich ohne Zwang — mit einem Friedenslied aufzuwarten. Die Bereitschaft, sich an der Seite des Staates für „die wichtigste Sache der Welt“ mittels eines Liedes einzusetzen, braucht keineswegs nachdrückliche Ermunterungen. Zu Konflikten

kommt es aber, wenn die Partei ultimativ nur ihre Definition von Frieden zuläßt und Positionen verschwiegen werden, wie sie etwa die Kirchen der DDR oder oppositionelle Kreise in Jena oder Ost-Berlin vertreten und die mit der Chiffre „Schwerter zu Pflugscharen“ hier nur grob umschrieben werden können. So wird die DDR mit einer Flut von Friedensliedern aus dem Bereich der Unterhaltungskunst überzogen, von denen das bekannteste immer noch der auch in der Bundesrepublik erfolgreiche Song „Der blaue Planet“ von Karat ist. Dessen Kernzeile „Liegt unser Glück nur im Spiel der Neutronen“ verweist darauf, daß allein die NATO-Raketen Anlaß für Kritik sind.

Manches an Friedensliedern ist von schlichter Machart. So singt die Hardrockband Babylon aus Ost-Berlin in „Monopoly“:

Auf einmal war der Krieg vorbei
und die Entwarnung kam
da stieg man aus den Kellern auf
und fing von vorne an.
Nie mehr, nie mehr, nie mehr — so ein
Wahnsinn!

Geschlagen die Unmenschlichkeit
und nur der Fabrikant
der blieb, weil er von Politik
angeblich nichts verstand.

Nie mehr (...) nie mehr ein Krieg!
Er will nur Geld verdienen — Monopoly
mit Bomben und mit Minen — Monopoly
mit Panzern und Raketen — Monopoly
mit Mißtraun (phon. unklar, O. L.) und mit
Töten —

(...) Monopoly

Selbst hier ist der Leitgedanke des Liedes kein Ergebnis sozialistischen Kulturschaffens, sondern die banale Kopie eines Songs aus dem Kapitalismus — Bob Dylans „Masters Of War“.

Gut tanzen läßt es sich nach einer Komposition der Gruppe Regenbogen, ebenfalls im kräftig-vitalen Rhythmusgefüge präsentiert:

In aller Welt in allen Ländern
und meinetwegen auch mit Gott
verfluchen viel Millionen Menschen
das Pershing-Cruise-Missile-Schaffott.
Wer ist so eiskalt und sagt, das geht mich ja
nichts an
wer ist so eiskalt, der ist genauso dran.
(...) („Eiskalt“)

Der Rundfunkproduzent Walter Cikan teilt mit: „Schon immer waren politische, gesellschaftlich brisante Themen (...) Anliegen unserer Rockmusik und damit auch kontinuierli-

cher Bestandteil der Tanzmusikproduktion des Rundfunks. Die verschärfte internationale Lage, der Kampf gegen den NATO-Raketenbeschluß aber hat in den letzten zwei Jahren besonders viele der bei uns produzierenden Bands und Sänger zu künstlerischen Stellungnahmen und Protesten bewegt. Es entstanden rund 30 Lieder zur Friedenthematik (...) Die musikalische und textliche Qualität der Friedenslieder ist heute so, daß sie die Rundfunk-Hitparade stürmen, also nachweislich auf breite Zuhörerkreise eine nachhaltige Wirkung haben.⁵⁰⁾

Es gibt Kritiker in der DDR, die die Grenze des guten Geschmacks übertreten sehen, wenn sich die DDR-Jugendlichen nach dem Text des DDR-Hits Nr. 1 im Jahr 1983 Berlucs „No bomb“ warmtanzen:

Hey, Mr. President of America
hey, Mr. President, he is a crazy star.
Ich bin verrückt, doch soviel weiß ich noch
von dieser Erde hier komme ich nicht los
und wird die Erde ein riesen Bombenloch
liegen wir alle tot in seinem Schoß.
Hey, Mr. President of America (...)
Ich bin verrückt, doch niemals so verrückt
daß ich gern sitze auf dem Pulverfaß
ich verrückt, doch niemals so verrückt,
daß ich mich einfach so umbringen laß.
No bomb, no radioactivity,
no bomb, never Euroshima (...)

„Betroffenheit, Wut, unglaublicher Haß auf die USA-Ranger — das waren meine ersten Gefühle“⁵¹⁾ anlässlich der Nachricht, daß die Amerikaner in Grenada einmarschiert seien, sagte der Popmusiker Arnold Fritzsch, früher Chef der Gruppe Kreis, und ließ sich für die *Junge Welt* in Uniform als Reservist der NVA ablichten: „Wenn ich hier meinen Reservendienst leiste, dann tue ich das überzeugt von der Notwendigkeit, daß der Friede nicht nur besungen, sondern auch verteidigt werden muß. Ich muß um die Kraft meiner Fäuste wissen, um mich verteidigen zu können, falls ich angegriffen werde.“⁵²⁾ Und er fügt gleich ein Grenada-Poem bei, Auszug:

Viele verschwinden
wie Luis Pereiras Sohn,
der Cowboy im Norden
gibt Parties und freut sich schon,
doch das ist kein Film hier.
Mister President,
hier dreht ihnen niemand
ihr Happy-Endel
Und das Blut wäscht keiner ab,

das diese Sonne sah,
es klebt auf dem Gewissen
von US-Amerika!⁵³⁾

Für Propagandazwecke schien es der SED-Führung auch ratsam, sich ideologische Verstärkung aus der Bundesrepublik zu beschaffen. Der in der DDR äußerst populäre Udo Lindenberg hatte sich einerseits in der Friedensbewegung engagiert und den „Krefelder Appell“ unterzeichnet, andererseits aber verfaßte er — verärgert durch den Umstand, trotz intensiven Bemühens noch nicht zu Konzerten in die DDR eingeladen worden zu sein — ein Spottlied auf Erich Honecker, das in beiden Deutschlands zum Hit wurde:

(...)
och, Erich ey, bist Du denn wirklich so ein
sturer Schrat
warum läßt Du mich nicht singen
im Arbeiter-und-Bauernstaat? (...)
(„Sonderzug nach Pankow“)

Üblicherweise hätte dieses Lied mit weiteren Anzüglichkeiten, die auf Honecker als Privatperson abzielten, dem Sänger für immer den Bannfluch der Kulturadministration eingebracht, zumal sie seinen textlichen Exponaten seit Jahren mit gemischten Gefühlen begegnet. Im Herbst 1983 aber, kurz vor dem Beschluß zur Stationierung der NATO-Raketen, war er willkommen und durfte am 25. Oktober mit anderen Künstlern zum Abschluß einer FDJ-Liedertournee im Palast der Republik auftreten. Ein weiteres Experiment dieser Art aber scheiterte. Nachdem man die gleichfalls sehr populäre Kölner Rockgruppe BAP für das Festival „Rock für den Frieden 84“ eingeladen und zu einer Tournee ermuntert hatte, legte BAP den Text eines Liedes vor, der an das DDR-Publikum adressiert war und der klarstellen sollte, daß man nicht bereit sei, sich politisch vereinnahmen zu lassen bei aller Sympathie für die DDR:

(...)
Und noch was, falls es nicht schon ohnehin
bekannt,
das an die Clique, die sich Volksvertreter
nennt:
Uns kriegt Ihr vor keine offizielle Karre ge-
spannt,
hier, wo was andres unter unseren Nägeln
brennt.
Denn wir haben Freunde hier, die haben
keine
weiße Taube auf blauem Grund,
die haben einen Schmied, der macht ein
Schwert

⁵⁰⁾ *Junge Welt* vom 6. 12. 1983.

⁵¹⁾ *Junge Welt* vom 12. 11. 1983.

⁵²⁾ Ebd.

⁵³⁾ Ebd.

grade zu 'nem Pflug, 'ne SS 20 zu 'nem Traktor
und 'ne Pershing zu 'ner Lok.
Die haben vom Rüstungswahnsinn so wie wir genug!
Es sind Pazifisten ohne „Wenn und Aber“ —
ohne Hintertür,
die sagen: „Nein“ —
die haben die Nase voll von dem ganzen Gelaber —
ganz besonders für unsere Freunde spielen wir hier.

(„Deshalb spielen wir hier“)⁵⁴⁾

Die sogenannte „Clique der Volksvertreter“ war den Volksvertretern zuviel der Polemik, BAP wurde unter Schmähungen ausgeladen, die Schallplatten hat man aus den Senderarchiven des Rundfunks verbannt. Die SED ordnete an, bis auf weiteres keine westlichen

⁵⁴⁾ Zit. nach TIP-Magazin, (1984) 2.

Künstler aus dem Bereich der Popmusik mehr in die Republik zu lassen. „BAP hat in wenigen Tagen das wieder eingerissen, was wir in 15 Jahren aufgebaut haben“ klagte ein Kulturfunktionär. Die Abgrenzungsfraktion im ZK der SED, die Hardliner der Kulturpolitik sehen sich durch die BAP-Affäre bestätigt. Sie wollen eine hermetische DDR, allenfalls in Richtung Osten ein wenig offen, in der die Bürgertugenden Ruhe, Ordnung und Experimentierunlust die Unterhaltungskunst prägen. Sie verkraften auch den Exodus an Spitzenkünstlern, weil das Mittelmaß gestärkt wird. Denn Mittelmaß ist das ästhetische Ideal des Kleinbürgers in jenem Land DDR, wo „im privat-öffentlichen Leben kleine Leute, wie man sagt, den Ton angeben, stilistisch, geschmacklich — mit einem Wort: ungehört“⁵⁵⁾.

⁵⁵⁾ G. Gaus, Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung, Hamburg 1983, S. 45.

Mediale Gewaltdarstellung und ihre Effekte

I.

Die Frage nach psychischen und sozialen Effekten des bloßen Betrachtens (in Gedanken des tätigen Mitvollzugs) gewalttätiger Szenen für den Zuschauer hat eine lange Tradition. Schon Aristoteles erwägt die potentiellen Wirkungen furcht- und schreckenerregender Passagen griechischer Tragödien und gelangt zu der Ansicht, sie könnten geeignet sein, den miterlebenden Zuschauer seelisch zu „reinen“ (Katharsishypothese). Dagegen warnt Seneca in seinen Briefen an Lucilius vor dem charakterverderbenden Einfluß des Anblicks grausamer und mörderischer Gladiatorenspiele. Gewiß, Seneca bezieht sich auf durchaus reale Gewalttätigkeit, Aristoteles auf fiktive. Gemeinsam ist beiden die Vermutung oder gar die Gewißheit, der Anblick allein reiche hin, bedeutsam psychische Effekte anzuregen oder auszulösen. Die unterstellte Richtung dieser Effekte wird von beiden unterschiedlich gesehen. Auch scheint Aristoteles bei allem Optimismus in der angenommenen Wirkungsrichtung vorsichtig die zeitliche Befristung der denkbaren Effekte einzuschätzen. Es findet gewissermaßen eine Katharsis ad hoc statt; Seneca hingegen befürchtet überdauernde Veränderungen der Zuschauerpersönlichkeit.

Damit sind Positionen benannt, die auch heute noch die Diskussion um die Wirkung gewalttätiger Darstellungen bestimmen. Die Tradition der Fragestellung ist lang, die Geschichte ihrer wissenschaftlich-empirischen Untersuchung allerdings kurz. Pädagogen, Psychologen, Philosophen und Theologen haben immer schon, wenn sie sich mit Problemen der Erziehung beschäftigt haben, auf die Gefahren des „bösen“ Vorbildes hingewiesen. Dies um so deutlicher in Epochen, in denen Kindheit und Jugend als soziologische Kategorie vom Erwachsenenalter abgehoben gesehen wurden, wie erst jüngst Postmann (1983) in seinem Buch „Verlust der Kindheit“ überzeugend nachweist. Empirische Forschung über den Gegenstand wird indes in größerem Stil erst seit etwa 1950 betrieben.

Sicherlich haben die beiden Weltkriege mit ihren schrecklichen Begleit- und Folgeerscheinungen einen mentalen Grund gelegt, sich über destruktive Antriebe des Menschen, deren Ursachen und Steuerungsmöglichkeiten Gedanken zu machen. Pädagogischer Optimismus im Verein mit einem ungeheuren

Aufschwung psychologischer und soziologischer Forschungsmethoden haben die Hoffnung beflügelt, das Phänomen der Aggression erklären und in sozial annehmbare Formen lenken zu können. Aggressionsforschung lag sozusagen „in der Luft“, als durch die weltweite Einführung des Fernsehens der Blick auf eine denkbare Erziehungsinstanz gerichtet wurde, die neben den klassischen Erziehungsinstitutionen, -personen und -mitteln (Elternhaus, Schule, Arbeitsumwelt, Bücher usw.) sogleich nach ihrem positiven und negativen Einfluß auf Kinder und Jugendliche kritisch diskutiert wurde.

Schon um die Jahrhundertwende deuten sich jene Stimmen an, damals bezogen auf Druckmedien (Kriminalstories, Comic-strips — seltenerweise haben Shakespeares mörderische Königsdramen oder einige nicht weniger gewalttätige Märchen der Gebrüder Grimm niemals unter dem Verdacht kriminogener Wirkungen bei ihren Lesern gestanden) und Filme¹⁾, die schließlich bei Aufkommen des Fernsehens nahezu monomanisch allein diesem Medium Schuld an vielerlei Verbrechen, Kriminalität, Gewalt und Aggression in unserer Gesellschaft zuweisen. Erst in den jüngsten Jahren scheint die Erregung soweit abgeflacht zu sein, daß man wieder sine ira et studio auch über positive Einflüsse des Fernsehens auf Kinder und Jugendliche nachzudenken in der Lage ist.

Es liegt wohl in der Natur des Menschen, auf kulturelle und vor allem technische Neuerungen zunächst skeptisch, kritisch und zumeist auch ablehnend zu reagieren. Man vergleiche dazu die öffentlichen Reaktionen auf die Einführung der Dampfmaschine, der Eisenbahn, der Comics, der Rock-Musik. Gegenwärtig sind es Computer, Mikroprozessoren und die sogenannten „Neuen Medien“, über die sich mehr oder minder intelligente Kassandrarufer ergießen.

Allerdings ist zuzugestehen, daß das Fernsehen ein Medium ist, das, allenfalls vergleichbar mit der Einführung des Buchdrucks, einen epochalen Wandel in der medialen Beeinflussungsmöglichkeit des Menschen zu-

¹⁾ Zusammenfassend: W. W. Charters, Motion pictures and youth: summary, New York 1933; F. C. Wertham, Seduction of the innocent, New York 1954.

stande gebracht hat. Fernsehen ist ubiquitär. In Ton und Bild werden täglich nahezu alle Haushalte in den industrialisierten Ländern der Welt angesprochen.

Insofern kann es niemanden gleichgültig lassen, wie die „Ware“ gestaltet ist, die offensichtlich von so vielen mit einer erheblichen Intensität konsumiert wird und die, das ist eine „neue“ Qualität dieses Mediums, fast allen, Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern zugänglich ist. Programmangebote des Fernsehens sind im Hinblick auf ihre potentiell schädlichen Wirkungen auf Kinder und Jugendliche prinzipiell nicht kritischer zu sehen als manche Angebote der Druckmedien, des

II.

Von der unstrittigen „Reichweite“ des Fernsehens bis hinein in die private Sphäre eines jeden einmal abgesehen, haben sich die historisch frühen Untersuchungen der potentiell schädlichen Wirkung an mindestens zwei Sachverhalten entzündet.

Zum einen zeichnet das Programm eine Realität, die nicht dem Lebens- und Erfahrungsraum der Mehrheit der Rezipienten entspricht. So sind das Maß und die Qualität berichteter (z. B. in den Nachrichten) und fiktiver Gewalt (Kriminalfilme, Western etc.), wie später von Gerbner²⁾ für die amerikanischen Verhältnisse über fortlaufende Inhaltsanalysen des TV-Programms nachgewiesen worden ist, um einige Größenordnungen höher, als sie in der Realität vorkommen. Das Fernsehen „verzeichnet“ die Realität (das gilt nicht allein für violente Darstellungen, von denen hier zu sprechen ist!). Diese so verzeichnete Realität trifft nun — das ist der zweite Sachverhalt — nicht nur auf Erwachsene, denen man ggf. ein abgewogenes Urteil und hinreichend gefestigte Wertstrukturen zubilligen mag, sondern auch auf Kinder und Jugendliche, die teils freiwillig, teils unfreiwillig als passive Mithörer im Kreise der Familie Programmen ausgesetzt sind, deren Inhalt sozial wenig wünschenswertes Geschehen und Verhalten abbildet.

Die ungefestigten psychischen Strukturen von Kindern und Jugendlichen (über eine Aggressionsstimulierung von Erwachsenen durch Medieninhalte liegen empirische Untersuchungen kaum vor, wenn man einmal von juristisch relevanten Fallstudien absieht) verbunden mit unzureichendem Erfahrungs-

Kinofilms und neuerdings auch der Videocas-
setten. Wenn sich trotzdem die öffentliche
Diskussion und die wissenschaftliche For-
schung beinahe ausschließlich mit dem Fern-
sehen auseinandergesetzt hat, dann ist das
zwar eine höchst einseitige Voreingenom-
menheit in der Definition des Gegenstands-
und Problembereichs medieninduzierter Ag-
gression. Sie ist aber immerhin verständlich,
denn kein anderes Medium erfüllt in so ho-
hem Maße die Voraussetzungen möglicher
Einflußnahme. Nahezu alles, was wir über
medienvermittelte Aggression wissen — nicht
meinen —, wissen wir daher aus der Fernseh-
wirkungsforschung.

wissen könnten, das war und ist die These,
eine bildsame Folie sein, in der Gewaltdar-
stellungen ihren unauslöschlichen Abdruck
hinterlassen. Mord und Totschlag, Gewalt
und Verbrechen, Frechheit und Zynismus
würden zu Kategorien einer Lebenstechnik,
die man „draußen“ zu erwarten hätte und
derer man sich bediene, um sich durchzuset-
zen.

Schon die erste und in der Fernsehwirkungs-
forschung einzigartig dastehende Untersu-
chung von Himmelweit, Oppenheim und
Vince (1958—1976) an über 1 800 britischen
Kindern zeigte sehr bald, daß zu solchen Be-
fürchtungen kaum Anlaß besteht³⁾. Kriminal-
filme und Sendungen ähnlichen Genres hat-
ten keinerlei Einfluß auf die Aggression der
Kinder und später Jugendlichen bis Erwach-
senen in den Nachfolgeuntersuchungen. Zu
ähnlichen Ergebnissen kamen auch die re-
nommierten Kommunikationspsychologen
Klapper (1960)⁴⁾ und Schramm, Lyle und Par-
ker (1961)⁵⁾. In Forschungsarbeiten über ju-
gendliche Delinquenz konnten sie allenfalls
Anhaltspunkte dafür finden, daß vorhandene
aggressive Neigungen durch violente Me-
dienangebote verfestigt und verstärkt, nicht
aber hervorgerufen werden. Vielmehr, mein-
ten sie, gestörte Familienverhältnisse seien
eher Ursache von Kriminalität als exzessiver
Konsum von Mediengewalt.

Der eigentliche Aufschwung der Forschung
um die medienvermittelte Gewalt in den frü-
hen sechziger Jahren, ein Aufschwung, der in

²⁾ G. Gerbner et al, TV violence profile Nr. 8, in: Journal of communication, (1977) 27, S. 171—180.

³⁾ H. T. Himmelweit/A. N. Oppenheim/P. Vince, Television and the child, London 1976.

⁴⁾ J. T. Klapper, The effects of mass communication, New York 1960.

⁵⁾ L. Schramm/J. Lyle/E. B. Parker, Television in the lives of our children, Stanford (Cal.) 1961.

der Folgezeit in einigen Tausend Literaturteilen dokumentiert ist⁶⁾, geht auf bestimmte Ereignisse in den Vereinigten Staaten und auf Forschungsarbeiten zurück, die ursprünglich keineswegs im Kontext der medienvermittelten Gewalt gestanden haben. Es sind, im folgenden wird noch darauf eingegangen werden, die Forschungsarbeiten von Bandura und dessen Mitarbeitern (1963, 1963a)⁷⁾, die sich filmischer Vorführungen von aggressiven Akten bedient haben, um das sogenannte „Lernen am Modell“ (Lernen durch Nachahmung) genauer zu untersuchen. Jene Ereignisse waren die Attentate auf den US-Präsidenten J. F. Kennedy, seinen Bruder Robert Kennedy und den Exponenten der schwarzen Bürgerrechtsbewegung Martin Luther King.

1968 setzte Präsident Johnson die erste regierungsamtliche Kommission (Eisenhower Commission) zur Untersuchung des Einflusses der Medien auf Gewaltphänomene in der Amerikanischen Gesellschaft ein. In diesem Zusammenhang wurde von George Gerbner⁸⁾ ein „violence-Index“ des amerikanischen Fernsehprogramms erarbeitet. Fast gleichzeitig wurde das Surgeon General's Programm ins Leben gerufen, das sich von der Eisenhower Commission in seiner Zielsetzung durch seine stärkere Akzentuierung der Primärforschung (im Gegensatz zu Literaturrecherchen und sekundärstatistischen Erhebungen) unterscheidet. Ende 1972, nach Abschluß des Programms, wurden mehr als 50 neue Forschungsarbeiten dokumentiert (Surgeon General's Report, 1972). Die Kommission kam zu dem Ergebnis, es gäbe tatsächlich eine „kausale“ Beziehung zwischen TV-Gewalt und Aggressionsniveau der Rezipienten. Ihre Schlußfolgerungen sind allerdings in nachfolgenden Sammelreferaten⁹⁾ angezweifelt worden.

Dennoch war die Kommissionsarbeit damals ein bedeutender Motor einer inner-amerikanischen und weltweit steigenden Forschungsaktivität zur Klärung der Effekte medialer Gewaltdarstellungen. Eine der wenigen längerfristig angelegten Studien im Rahmen des Surgeon General's Programm von Lefkowitz

et al.¹⁰⁾ sowie eine von der Gesellschaft CBS finanzierte und in England durchgeführte retrospektive Studie von Belson¹¹⁾ haben die Autoren veranlaßt, nicht nur die bloße Möglichkeit aggressionsstimulierender Einflüsse der Medien zu behaupten, sondern auch deren Wahrscheinlichkeit in realen Kontexten zu unterstellen. Dagegen kamen Milgram und Shotland¹²⁾ (ebenfalls CBS-finanziert) in einer Reihe von bemerkenswert einfallsreichen und methodisch sehr sorgfältigen Experimenten und Heller und Polski¹³⁾ (ABS-finanziert) zu dem Schluß, TV-Gewaltdarstellungen hätten keinen oder allenfalls einen vernachlässigbaren Einfluß auf das Aggressionsverhalten der Zuschauer.

Inzwischen liegen ca. 3 000 Forschungsarbeiten im Gegenstandsbereich vor. Indes ist die Antwort auf die scheinbar schlichte Frage nach der Wirkung von Gewaltdarstellungen in den Medien keinesfalls klarer und eindeutiger geworden. Im Gegenteil, sie ist schillernder als jemals zuvor. Howitt und Cumberbatch¹⁴⁾ und Kaplan und Singer¹⁵⁾ gelangen in ihren Übersichtsreferaten zu dem Schluß, der fragliche Zusammenhang sei aus mancherlei methodischen und inhaltlichen Unzulänglichkeiten angeblich beweiskräftiger Studien zumindest nicht nachgewiesen. Comstock¹⁶⁾ hält eine Beziehung zwischen dem Konsum von Gewalt und aggressivem Verhalten für fraglos gesichert, während J. L. Singer noch 1971 die „Null-Annahme“ (kein Einfluß) favorisiert¹⁷⁾, seit 1979 aber dazu neigt, negative Wirkungen medialer Gewalt unterstellen zu sollen¹⁸⁾.

¹⁰⁾ M. M. Lefkowitz/L. D. Eron/L. O. Walder/L. R. Huesmann, Television violence and child aggression. A Follow up study, in: G. A. Comstock/E. A. Rubinstein (Eds.), Television and social behavior (Vol. 3), Washington D. C. 1972.

¹¹⁾ W. A. Belson, Television violence and the adolescent boy, Westmead-Farnborough-Hampshire 1978.

¹²⁾ S. Milgram/R. L. Shotland, Television and antisocial behavior: Field experiments, New York 1973.

¹³⁾ M. S. Heller/S. Polski, Studies in violence and television, New York o. J.

¹⁴⁾ D. Howitt/G. Cumberbatch, Mass media violence and society, New York 1975.

¹⁵⁾ R. M. Kaplan/R. D. Singer, Television violence and viewer aggression: A Reexamination of the evidence, in: Journal of Social Issues, 32 (1976) 4, S. 35—70.

¹⁶⁾ G. Comstock, Violence in television content: An overview, Syracuse-New York 1980.

¹⁷⁾ J. L. Singer, The influence of violence portrayed in television or motion pictures upon overt aggressive behavior, in: J. L. Singer (Ed.), The control of aggression and violence: Cognitive and physiological factors, New York 1971.

¹⁸⁾ J. L. Singer, The powers and limitations of televisions, in: P. Tannenbaum (Ed.), The entertainment function of television, Hillsdale (N.J.) 1979.

⁶⁾ Zusammenfassend: R. Bergler/U. Six, Psychologie des Fernsehens, Bern 1979; H. Haase, Jugendliche und Medien, Frankfurt 1982; M. Kunczik, Gewalt im Fernsehen, Köln 1975.

⁷⁾ A. Bandura/D. Ross/S. A. Ross, Imitation of film-mediated aggressive models, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, (1963) 66, S. 3—11; dies., Vicarious reinforcement and imitative learning, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, (1963) 67, S. 601—607.

⁸⁾ Vgl. Anm. 2.

⁹⁾ Z. B. R. Bergler/U. Six, (Anm. 6).

III.

Mittlerweile ist die Zahl einschlägiger Untersuchungen zum Gegenstand so umfangreich, daß Meta-Analysen (Analysen, die nicht unmittelbar auf die Daten zurückgehen, sondern unter bestimmten Kriterien die Forschungsarbeiten als Analyseeinheit betrachten) lohnenswert erscheinen. Andison hat 1977 insgesamt 67 Untersuchungen in diesem Sinne ausgewertet¹⁹⁾, allerdings eine jede hinsichtlich ihres wissenschaftlichen „Formats“ gleich gewichtet. 20 % der Arbeiten zeigten keinen Zusammenhang von violenter TV-Thematik und Aggression der Zuschauer, 37 % einen schwachen, 34 % einen mäßigen und 6 % einen starken Zusammenhang in dieser Richtung. Die übrigen 4 % nahmen einen der Hypothese entgegengesetzten Ausgang, stützen mithin die Katharsisannahme. Von diesen Zahlen einmal abgesehen sind die Ergebnisse von Andison insofern interessant, als sich herausstellte, daß positive Ergebnisse in Laborexperimenten wesentlich wahrscheinlicher sind als in mehr oder weniger realistischen Felduntersuchungen. Die Antwort auf die kritische Frage könnte nach Andison daher sein, negative Einflüsse filmischer Gewaltdarstellungen seien zwar prinzipiell möglich, in realistischen Kontexten aber wenig wahrscheinlich. In diesem Sinne beurteilen auch Kaplan und Singer²⁰⁾ die Summe der von ihnen rezensierten Arbeiten. Hearold hat eine Meta-Analyse über 230 einschlägige Arbeiten zum pro- bzw. antisozialen Effekt von pro/antisozialen Medieninhalten vorgelegt²¹⁾. Ihre ungewöhnlich detaillierten Recherchen bringen sie zu der Schlußfolgerung, daß antisoziale Darstellungen einen etwas geringeren Effekt für antisoziales Verhalten hätten als prosoziale Darstellungen für prosoziales Verhalten. Im übrigen legen ihre Ergebnisse die Vermutung nahe, daß nicht nur sehr junge Kinder solchen Effekten unterliegen, sondern auch Jugendliche und Heranwachsende.

Meta-Analysen, die gewissermaßen positive und/oder negative Befunde auszählen und bi-

lanzieren sind sicherlich wertvoll, um einen Trend in publizierten Ergebnissen, Interpretationen oder gar tendenziöse Ansichten in Forschungsrichtungen zu erkennen. Sie sind hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Erkenntniswertes jedoch abhängig von der sorgfältigen Abwägung der Qualität der Untersuchungen, die letztlich die statistische Basis der Auszählungen bilden. Sowohl bei Andison wie bei Hearold mag man Zweifel daran haben, ob diese Voraussetzung erfüllt ist, denn was nützt es, wenn man in dieser oder jener Untersuchung rubriziert, sie hätte ein „signifikantes“ Ergebnis erbracht, wenn die Umstände, unter denen man zu diesem Ergebnis gekommen ist, nicht gerade beweiskräftig für die Bestätigung der Hypothese sind. Vorerst führt wohl kein Weg an der Notwendigkeit vorbei, angeblich beweiskräftige Studien je einzeln zu betrachten, die inhaltliche und methodische Spreu vom Weizen zu trennen und die dann übrigbleibende Summe des Wissens zu einem abgewogenen Urteil zusammenzuführen. Angesichts einiger Tausend wissenschaftlicher Arbeiten zum Gegenstand ist dies ein Unterfangen, das in diesem Aufsatz selbstverständlich nicht geleistet werden kann. An repräsentativen Beispielen prominenter Arbeiten soll aber zumindest versucht werden, einen Eindruck von den Problemen und Schwierigkeiten zu geben, die nach wie vor ein verlässliches Urteil erheblich behindern.

Zum Thema ‚Meta-Analysen‘ sei abschließend angemerkt, daß der relative Anteil der Arbeiten, die im Sinne der Vermutung, gewalttätige Inhalte der Medien regten zur Aggression bei den Betrachtern an, bereits publiziert worden sind, das Bild des Pro und Contra verzerren. Es ist eine bekannte Gewohnheit von Wissenschaftlern, nur solche Arbeiten einzureichen, die „signifikante“ Ergebnisse erbracht haben als auch eine Präferenz von Zeitschriftenredaktionen, nur solche Arbeiten zur Veröffentlichung anzunehmen.

IV.

In der Literatur werden nebeneinander folgende Thesen vertreten:

1. die Betrachtung gewalttätiger Medieninhalte steigert die Aggression bzw. Aggres-

sionsneigung der Betrachter dieser Inhalte (Stimulationshypothese);

2. die Betrachtung gewalttätiger Medieninhalte senkt die Aggression bzw. Aggressionsneigung der Betrachter dieser Inhalte (Katharsishypothese);

3. die Betrachtung von gewalttätigen Inhalten ist ohne jeglichen Einfluß auf die Aggression bzw. Aggressionsneigung der Betrachter dieser Inhalte („Null-Hypothese“).

¹⁹⁾ F. S. Andison, TV violence and viewer aggression: A cumulation of study results 1956—1976, in: Public Opinion Quarterly, (1977) 41, S. 314—331.

²⁰⁾ Vgl. Anm. 15.

²¹⁾ S. L. Hearold, Meta-analysis of the effects of television on social behavior. Unpublished Doctoral Dissertation, University of Colorado 1979.

Innerhalb der Stimulationsthese, die von der Mehrheit der Autoren (z. B. Bandura, Berkowitz, Comstock, Gerbner), die im Problembereich selbst geforscht haben, angenommen wird, gibt es einige Varianten.

Die allgemeinste ist das sogenannte *Erregungs-Modell*. Medieninhalte versetzen den Rezipienten unter bestimmten Umständen in einen psycho-physiologischen Erregungszustand, der sämtliche Funktionen aktiviert und generell die Bereitschaft erhöht, auf Umweltreize intensiv zu reagieren. Sind diese Reize geeignet, aggressives Verhalten zu zeitigen, dann wird man intensiv diesen Reaktionsmodus auch praktizieren. Der Medieninhalt erscheint unter dieser Sichtweise zunächst nebensächlich. Entscheidend ist, daß er erregt. Selbst formale Stilikontexte können in diesem Sinne zu emotionaler Erregung führen²²). Das aggressive Verhaltensrepertoire mag anderswo erworben worden sein. Medien stimulieren nur Tendenzen und Verhaltensweisen, die man gelernt hat. Tatsächlich sind jedoch in unserer Kultur vor allem gewalttätige und erotische Inhalte mit Erregungsvorgängen konditioniert, so daß sie, sicherlich spezifisch für das einzelne Individuum, in höherem Maße zur allgemeinen Intensivierung von Handlungsbereitschaften beitragen als etwa humoristische Sendungen.

Das *Lern-Modell* innerhalb der Stimulationsthese besagt dagegen, daß es die gewalttätigen Inhalte als solche sind, die medienvermittelt gelernt und unter geeigneten Umständen auch evoziert werden. In den Medien am aggressiven Vorbild gelernte Aggression (Imitationslernen) erhöht die Wahrscheinlichkeit, sich entsprechend zu verhalten, wenn die äußere Situation danach ist. Dabei wird der aggressive Akt, aber auch die vorweggenommene Sanktion gelernt. Aggression, die in der Darstellung erfolgreich ist und belohnt wird, kann in diesem Zusammenhang als Vorbild für den instrumentellen Einsatz des gewaltsamen Durchsetzens von Wünschen gelten. Ob

aber in der Darstellung erfolgreich oder nicht erfolgreich, sanktioniert oder nicht sanktioniert, die aggressive „Methode“, in der Welt zurecht zu kommen, werde allemal erworben. In konkreten Situationen erinnert man sich ihrer und setzt sie ein.

Im *Habituations-Modell* wird angenommen, der Rezipient gewöhne sich an Gewalt, stumpe gegenüber Gewalt ab, werde durch Veränderung seines Wertesystems eher gleichgültig gegenüber aggressivem Aushandeln von Konflikten und mache sich, wenn nicht durch aktive Gewaltanwendung, so durch Unterlassung, Gewalt abzuwenden, schuldig.

Die der Wirkungsrichtung nach entgegengesetzte These, die *Katharsishypothese*, formuliert, Beobachtung von Gewaltszenen erlauben dem Rezipienten ein Ausleben seines (angeborenen) Aggressionspotentials auf der Vorstellungs- und Phantasieebene — eine These im übrigen, die häufig als ein Argument für sportliche und zuweilen auch äußerst aggressionsgeladene sportliche Massenspektakel herangezogen wird. Wie aber jeder Mann weiß, sprechen regelmäßige Krawalle vor, während und nach solchen Veranstaltungen (z. B. anlässlich von Fußballspielen) nicht gerade für die Richtigkeit der Katharsisanahme.

Die „*Null-Hypothese*“ schließlich (keinerlei Zusammenhang zwischen Gewaltdarstellungen und Aggression) wird mehr oder weniger apodiktisch von einzelnen Autoren behauptet. Einige Autoren meinen, es bestünde im Sinne unmittelbarer kausaler Wirkung keine Beziehung zwischen Rezeption von Gewaltdarstellung und nachfolgender Aggression auf der Verhaltensebene, andere wieder meinen, zwar werde das Verhalten nicht beeinflusst, jedoch die Einstellung zur Gewalt. Und die Mehrheit in dieser Position sagt schlicht und einfach, bisher sei ein solcher Zusammenhang noch nicht nachgewiesen.

V.

Ein weniger mit Forschungsfragen der Sozialwissenschaften vertrauter Leser wird vermutlich höchst erstaunt sein, weshalb es noch nicht gelungen ist, die auf den ersten Blick so „harmlos“ anmutende Frage nach der Aggressionsstimulation durch mediale Gewalt zu ei-

ner klaren und auch einhelligen Beantwortung zu bringen. Den selbstkritischen Forscher wiederum muß es verwundern, mit welcher Leichtfertigkeit in der Öffentlichkeit Untersuchungsergebnisse aufgenommen und als Beweis für den vermuteten Zusammenhang kolportiert werden (zuzugestehen ist allerdings, daß auch ab und an einige Wissenschaftler nicht wenig dazu beitragen, ihre Ergebnisse zu politisieren).

²²) J. H. Watt/R. Krull, An examination of three models of television viewing and aggression, in: Human Communication Research, (1977) 3, S. 99 bis 112.

Grundsätzlich sollte sich der kritische Konsument der Fernsehwirkungsliteratur bewußt sein, daß die Frage nach der Wirkung von Gewaltdarstellungen in den Medien nicht so leicht zu beantworten ist, wie es den Anschein haben mag. Ohne dies hier bis ins Detail erläutern zu können, müßten schon einige wenige Überlegungen die immensen methodischen Schwierigkeiten erkennen lassen, vor die ein Wissenschaftler gestellt ist, der sich mit diesem Thema empirisch beschäftigt.

Der Königsweg, auf induktive Weise zu eindeutigen kausalen Aussagen zu gelangen, ist das Experiment. Man bildet zwei strukturgleiche Gruppen. Der einen bietet man einen gewalttätigen Film an, der anderen nicht oder ggf. auch einen nicht gewalttätigen Film. Anschließend mißt man das Aggressionsniveau in beiden Gruppen. Wenn sich nach sorgfältiger Kontrolle aller Randbedingungen — das ist letztlich nur in Laboruntersuchungen möglich —, die ggf. in der einen oder anderen Gruppe das Ergebnis hätten beeinflussen können, herausstellt, daß die Rezipienten des gewalttätigen Films aggressiver reagieren als die Personen der anderen Gruppe, dann ist es offensichtlich erlaubt zu schlußfolgern, gewalttätige Filme steigerten die Aggression. Wie die oben zitierten Meta-Analysen gezeigt haben, ist es in einer Vielzahl von Experimenten tatsächlich gelungen, einen solchen Nachweis zu führen (wir sehen zunächst einmal davon ab, daß in nicht wenigen dieser Experimente Probleme zutage getreten sind, die solche Nachweise wieder in Frage stellen²³).

Was ist aber damit nun wirklich nachgewiesen? Letztlich nichts anderes als die *Möglichkeit* einer solchen Wirkung. Ob diese Möglichkeit auch die *Wahrscheinlichkeit* dieser Wirkung in realen Sehsituationen mit aussagt, ist die wesentliche Frage, die allein interessiert. Diese kann in Experimenten unter kontrollierten Laborbedingungen nur unter idealen Bedingungen annähernd abgeschätzt werden. Allein die Tatsache, daß Personen „zwangsweise“ einen Film sehen müssen, läßt schon Zweifel an dieser Methode aufkommen, da man sich in der Realsituation sein Programm selbst wählen kann. So kann nicht ausgeschlossen werden, daß die Aggressionssteigerung gar nicht mit den Inhalten des Filmes zusammenhängt, sondern mit einer Verärgerung darüber, daß man sich einen ungeliebten Film ansehen muß. Der Zwang, das

experimentelle Spiel mitzuspielen, könnte z. B. die Zuwendungsreaktion relativ zur Realsituation steigern. Potentiell gegenregulatorische Kräfte der Realsituation — auf einen brutalen Film folgt vielleicht im Fernsehprogramm ein sozial-integrativer — sind im Labor möglicherweise nicht richtig abgebildet. Man könnte einige Dutzend Bedingungen aufzählen, die im Labor wegen der notwendigen Kontrolle der experimentellen Stringen die Realsituation nicht mehr richtig einfangen. Zum Schluß bleibt dann allein die Feststellung, daß unter den höchst spezifischen Bedingungen des Experiments gewalttätige Filme die Aggression steigern können, jedoch unter üblichen Sehumständen nicht müssen. Ein Beispiel mag den Unterschied zwischen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Wirkung verdeutlichen.

Wenn man sich unter eine Dusche stellt, wird man bei Einschalten naß; die Möglichkeit besteht. Ob diese „Wirkung“ von Duschen aber in der Realität wahrscheinlich ist, bleibt abzuwarten. Sie läßt sich nur zutreffend beurteilen, wenn man weiß, ob jemand, wie zwangsweise im Labor verordnet, in der Realität die Dusche einschalten würde, ob er ggf. einen Schirm aufspannt usw. Analog wäre zu fragen, welche „Schirme“ den Betrachter von Gewaltfilmen vor den möglichen Wirkungen schützen, ob die Laborfilme in der Realität überhaupt gewählt würden, ob Gegenregulation stattfindet etwa in Form von sozial positiv zu wertenden Einflußgrößen aus anderen Medien, durch andere Personen etc. Kurzum: bei Laborexperimenten ist immer zu prüfen, ob sie die Wirklichkeit hinreichend abbilden. Nicht von ungefähr haben die Metaanalysen gezeigt, daß Untersuchungen im Feld die Wahrscheinlichkeit einer Stimulierung der Aggression deutlich geringer anzeigen als die bloße Möglichkeit im Labor.

Felduntersuchungen sind daher als Alternative zu reinen Laboruntersuchungen angelegt und durchgeführt worden. Die Untersuchungspersonen werden dabei in der Regel in ihren natürlichen, selbstgewählten Umwelten aufgesucht. Prinzipiell sind Felduntersuchungen auch experimentell anlegbar (z. B. sendet man für abgegrenzte Gebiete gesonderte Programme und mißt die Reaktion der Zuschauer); ihrer praktischen Verwirklichung stehen aber zumeist erhebliche Hindernisse entgegen. Nicht allein finanzielle und organisatorische Probleme machen ihre Realisation schwierig, es sind vor allem unzulängliche Kontrollmöglichkeiten, die die Interpretation der Ergebnisse beeinträchtigen. So lassen die umfangreichen Feldexperimente von Eron et

²³) Siehe dazu: R. Bergler/U. Six, (Anm. 6); R. M. Kaplan/R. D. Singer, (Anm. 15).

al.²⁴⁾ und Lefkowitz et al.²⁵⁾ Alternativauslegungen ihrer Ergebnisse zu (s. u.). Die Hypothese ist damit nicht eindeutig bestätigt.

Der sich schließlich anbietende dritte Weg, gewissermaßen Experimente im nachhinein durchzuführen, ist vielfach beschritten worden. Die differenzierteste Untersuchung dazu wurde von Belson²⁶⁾ beigetragen. Man beobachtet die Korrelation zwischen dem Ausmaß des Konsums gewalttätiger Darstellungen und dem aggressiven Verhalten bzw. der aggressiven Einstellung der Rezipienten. Zumeist kontrastiert man die Gruppe der Vielseher mit der Gruppe der Wenigseher (Hörer, Leser von Medieninhalten violenter Natur).

Fast ohne Ausnahme haben derartige Ansätze erbracht, daß die Vielseher von gewalttätigen Filmen aggressiver sind als die Wenigseher. Aber was besagt das schon? Korrelationen lassen sich nicht kausal interpretieren. Alternativ könnte man z. B. annehmen, der Zusammenhang ergebe sich aus dem Sachverhalt, daß ohnehin schon aggressive Menschen eher dazu neigen, sich entsprechend Dar-

stellungen anzuschauen. Wenn in der gegenwärtigen Diskussion etwa festgestellt würde, daß Konsumenten von Horror-Videofilmen eher zu Aggression neigen als Nicht-Konsumenten dieser Produkte, dann besagt das selbstverständlich nicht, sie seien durch eben diesen Konsum aggressiv geworden. Wie Belson meint, dieses prinzipielle Problem korrelativer Funktionszusammenhänge im Sinne einer kausalen „Wirkungsinterpretation“ gelöst zu haben, wird im folgenden noch erläutert werden.

Man muß sich mithin bewußt bleiben, daß schon auf methodologischer Ebene der Erforschung des fraglichen Zusammenhangs von Gewaltdarstellung und Aggression erhebliche Probleme entgegen stehen.

Am Beispiel einiger repräsentativer Arbeiten wird auf eine große Zahl versuchstechnischer, theoretischer und statistischer Fragwürdigkeiten hinzuweisen sein, die geeignet sind, die blauäugige Sicherheit des Urteils bzw. des Verurteilens problematischer Medienprogramme ein wenig zu erschüttern.

VI.

Unter den Laborexperimenten zur Bestätigung der Stimulationshypothese wird immer wieder eine Untersuchung von Bandura et al.²⁷⁾ zitiert.

Die Autoren bildeten vier strukturgleiche Gruppen von Kindergartenkindern: Gruppe A beobachtete einen Erwachsenen, der eine Gummipuppe (Bobo-doll) aggressiv attackierte; Gruppe B sah die gleiche Szene filmisch dargeboten; Gruppe C sah eine Zeichentrickfigur, die ebenfalls mit der Puppe rabiat umging und Gruppe D beobachtete einen nicht-aggressiven Filminhalt. Daneben gab es noch eine Kontrollgruppe, die in den Versuch nicht einbezogen war. Im Anschluß an die Vorführung wurden die Kinder in einen Raum geführt, in dem attraktives Spielzeug lag. Das wurde ihnen aber weggenommen (Frustration zur Erhöhung der Aggressionsbereitschaft), angeboten wurde dagegen u. a. eine Bobo-Puppe. Im Ergebnis attackierten die Kinder, die aggressive Vorführungen gesehen hatten, signifikant häufiger die Puppe, als diejenigen aus den beiden übrigen Gruppen. In späteren

Experimenten zeigte sich, daß die Aggression dann am deutlichsten war, wenn die dargestellten Vorbilder für ihr Verhalten noch belohnt wurden.

Die Möglichkeit der Aggressionsstimulierung durch gewalttätige Szenen scheint damit „bewiesen“. Was aber ist tatsächlich bewiesen? Das ganze Arrangement ist realitätsfern. Im einzelnen haben Kelmer und Stein²⁸⁾ Kritikpunkte aufgezählt, die eine vorschnelle Verallgemeinerung der Ergebnisse verbieten. Die für Kinder und Jugendliche schlechthin nicht repräsentative Stichprobe und die für das Gesamt der Erscheinungsweisen medialer Gewalt gewiß ebenso nicht repräsentative Auswahl der Szenen und Filme sind nur ein Kritikpunkt und nicht einmal ein wesentlicher. Aber personelle und inhaltliche Restriktionen erschweren selbstverständlich die Verallgemeinerung ins Grundsätzliche, die immer wieder mit der Beweisführung nach solcher Art von Medienkritikern versucht wird. Viel problematischer ist die Künstlichkeit des gesamten Arrangements. Wann wird man schon im Anschluß an eine Fernsehsendung frustriert? Wann findet man schon einen Aggressionsgegenstand unmittelbar nach einer Sendung, der genau dem entspricht, der im Film

²⁴⁾ L. D. Eron/L. R. Huesmann/M. M. Lefkowitz/L. O. Walder, Does television violence cause aggression?, in: American Psychologist, (1972) 27, S. 253—263.

²⁵⁾ Vgl. Anm. 10.

²⁶⁾ W. A. Belson, (Anm. 11).

²⁷⁾ A. Bandura et al., (Anm. 7).

²⁸⁾ O. Kelmer/A. Stein, Fernsehen: Aggressionsschule der Nation?, Bochum 1975.

gezeigt wurde. Und wenn der Mechanismus von der Beobachtung aggressiver Bobo-Puppen auf anschließende Attacken auf eben solche Puppen beliebig zu generalisieren wäre (Betrachtung von Inhalt X führt zur Aggression gegen beliebige Aggressionsobjekte Y), bliebe immer noch zu klären, wie lange Aggressionstendenzen nach Betrachtung violenter Inhalte überdauern. In den Bandura-Experimenten ist die Aggression der Kinder unmittelbar nach der Vorführungsphase erhoben worden. Ob man aber Aggressionen unmittelbar nach einer Betrachtung violenter Darstellungen umsetzt, ist gar nicht das zentrale Problem. Problematisch ist vielmehr der denkbare kumulative Effekt dieser Inhalte auf langfristige, stabile Persönlichkeitsveränderungen. Das aber ist aus den Bandura-Experimenten nicht ableitbar.

Im Detail lassen sich weitere Einwände gegen die Bandura-Untersuchungen erheben. Auf einen sei hingewiesen, weil er zentral für die gesamte Aggressionsforschung ist. Aggressives Verhalten wird in der zitierten Untersuchung mit „Angriffen einer Gummipuppe“ definiert. In anderen Untersuchungen sind Kriterien der Aggression: Schimpfen, Schreien, Umstürzen von Bauklötzen, Austeilen von Elektroschocks usw. In der Literatur nehmen sich Forscher die Freiheit, Aggression ziemlich beliebig zu definieren, aber eindeutig mit Aggression zu benennen. So entsteht in der sekundären Zitation häufig der Eindruck, Aggression im landläufigen Sinne sei Gegenstand einer Untersuchung gewesen, obwohl in der Bezugsliteratur möglicherweise völlig harmlose Verhaltensweisen beobachtet worden sind. So könnte man auch Attacken auf eine Bobo-Puppe als kindliche Spielereien mit einem leblosen Gegenstand auffassen. Die für die Zuordnung des Merkmals „Aggression“ notwendige Implikation einer bewußten und intendierten Schädigung eines anderen ist aus den Bandura-Untersuchungen ohne weiteres nicht herleitbar. Im übrigen mag man sich auch fragen, ob der Anblick eines Erwachsenen, der mit einer Bobo-Puppe sozusagen Punching-ball spielt, den Eindruck erweckt, es handele sich um Aggression. Sanktionen der Aggression werden zumindest nicht gezeigt. Den Kindern mag die Vorführung eher als lustiges und nachzuahmendes Spiel denn als Aggression erschienen sein. Kurzum, die gezeigten Ergebnisse sind vermutlich sehr situationsspezifisch zu sehen und keinesfalls ein Beleg für die Stimulations- these.

Nicht viel anders sind die Arbeiten von Berkowitz, einem nicht minder viel zitierten und

prominenten Autor einzuschätzen. Nach seiner Ansicht erweitern mediale Gewaltdarstellungen das Repertoire von Stimuli, die aggressive Handlungen auszulösen vermögen. Gelernt wird aus den Gewaltdarstellungen ein spezifisches (aggressives) Verhalten. Generalisiert wird dann über die Reaktionen auslösenden Stimuli in dem Maße, wie die aus den Darstellungen entnommenen Stimulus-Reaktionsverbindungen einer realen Situation ähneln. Dieser Mechanismus wird u. a. in zwei Arbeiten von Berkowitz²⁹⁾ und Berkowitz und Geen³⁰⁾ demonstriert.

In die Versuchssituation wurden Personen eingeführt, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Aggressionsopfern der Filmpersonen hatten. Eine nähere Analyse der Experimente zeigt aber, daß der besagte Mechanismus nur dann eintritt, wenn die Rezipienten vor der Darbietung aktiviert (frustriert) worden sind. Es ist daher nicht ganz klar, ob gewalttätige Filme das Aggressionspotential steigern oder ob neutrale Filme den natürlichen Abfall dieses Potentials weniger behindern als gewalttätige³¹⁾. Weiterhin fand die Forschergruppe um Berkowitz, daß der vermutete Effekt nur dann eintritt, wenn in gewalttätigen Filmen die Aggression als legitimiert erscheint. Das aber ist eine subjektive Kategorie, die in den meisten einschlägigen Experimenten nicht geprüft worden ist. Aggressionsstimulierung ist nach Berkowitz nur unter sehr spezifischen Umständen, die in der Realität in der Regel nicht gegeben sind, möglich. Der Rezipient muß aggressiv aktiviert sein, die Darbietung muß als gerechtfertigtes Verhalten aufgefaßt werden und Stimulusähnlichkeit der filmisch dargebotenen Opfer mit potentiellen Aggressionsobjekten gegeben sein. Die Möglichkeit einer Aggressionssteigerung durch dargestellte Gewalt ist mithin an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, die allesamt vorliegen müssen, damit der befürchtete Effekt eintritt. Das Zusammentreffen dieser und mancher anderer Bedingungen in der Realität ist zwar möglich, aber eben wenig wahrscheinlich, weshalb dann auch die Vertreter der Null-Annahme meinen, der Effekt von Gewaltdarstellungen sei in einem doppelten Sinne wenig wahrscheinlich. Sind die Bedingungen nur partiell gegeben, dann ist die evozierte Aggression in ihrem Maß vernachläss-

²⁹⁾ L. Berkowitz, Some aspects of observed aggression, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, (1965) 2, S. 359—369.

³⁰⁾ L. Berkowitz/R. Geen, Film violence and the cue properties of available targets, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, (1966) 3, S. 525—530.

³¹⁾ Siehe R. M. Kaplan/R. D. Singer, (Anm. 15).

sigbar gering; treffen sie in einer Person und einer Situation einmal zusammen, dann ist das auf die gesamte Population bezogen ein höchst seltenes Ereignis, das zwar individuell bedauerlich, aber gesamtgesellschaftlich allenfalls ein Randproblem sei. Ein Verbot oder eine Reduktion gewalttätiger Darstellungen würde in diesem letzteren Sinne die Summe aggressiver Akte in unserer Gesellschaft kaum berühren.

Tannenbaum³²⁾ und Zillmann³³⁾ sowie in einigen Reanalysen bekannter Feld- und Laboruntersuchungen auch Watt und Krull³⁴⁾ meinen, es sei nicht der aggressive Inhalt von Gewaltdarstellungen, der unter bestimmten Bedingungen antisoziales Verhalten provoziere, sondern vornehmlich die Stilistik eines Programms steigere das Erregungsniveau. Die Inhalte sind kontingent, wesentlich sei die erregungssteigernde Kapazität von Darbietungen. In einer Reihe von Experimenten aus diesem Forscherkreis ist dann auch gezeigt worden, daß Sportsendungen, Kabarett oder auch nur körperliche Anstrengung Aggressionen auslösen können. Wenn dem tatsächlich so ist, dann müßte die Diskussion um Veränderungen im Medienangebot nahezu alle Programme einschließen, die geeignet sind, das Aktivationsniveau der Zuschauer merklich zu heben. Eine Empfehlung wäre es dann, Sendungen so zu gestalten, daß am Schluß ein „happy end“ eintritt, das die zuvor aufgebaute Spannung wieder löst. Im übrigen implizieren die Ergebnisse dieser Erregungstheorie auch, die zeitliche Befristung des Erregungsanstiegs in Betracht zu ziehen. Die in Laboruntersuchungen so oft beobachtete Aggressionssteigerung ist eine Funktion der zeitlichen Nähe zwischen Gewaltdarbietung und Prüfung des Aggressionsniveaus. In der Realität wird man selten unmittelbar nach Anschauen eines gewalttätigen Inhalts Gelegenheit haben, sich aggressiv zu gebärden, weshalb auch aus diesem Grunde die Wahrscheinlichkeit medieninduzierter Gewalt gering ist.

Längsschnittlich angelegte Feldstudien müßten zu dieser Frage eine Antwort geben können. Die schon zitierte Studie von Himmelweit³⁵⁾ und Mitarbeitern erbrachte allerdings

keine bemerkenswerte Beziehung zwischen Gewaltkonsum und Aggression. Lefkowitz et al.³⁶⁾ und Eron et al.³⁷⁾ behaupten dagegen einen solchen Zusammenhang. Sie untersuchten Schüler des dritten Schuljahres nach ihren Sehgewohnheiten. Aktuell und später retrospektiv wurden mehrere Aggressionsmaße erhoben (Selbst- und Fremdbeurteilungen). Im Alter von 13 bzw. 19 Jahren ist die Untersuchungsgruppe noch einmal hinsichtlich ihrer Sehgewohnheiten und ihrer Aggressivität überprüft worden. Die Autoren gelangen dabei zu der Ansicht, der kumulative Effekt fortwährenden Konsums violenter Inhalte sei ursächlich für die Aggressivität in späteren Jahren. Die beiden Arbeiten sind, vermutlich weil sie die prominentesten unter den wenigen Längsschnittuntersuchungen zum Thema sind, sorgfältigen Kritiken unterzogen worden. Von inhaltlichen Problemen der Erhebung der Aggressionsmaße einmal abgesehen (Mütterbefragungen, Einschätzung durch Klassenkameraden) erfüllt die statistische Auswertungstechnik in beiden Untersuchungen nicht die Voraussetzung ihrer sinnvollen Anwendung. Armor³⁸⁾ meint sogar, daß bei sorgfältiger Analyse der Daten eher das diametrale Gegenteil dessen anzunehmen sei, was die Autoren glauben machen wollen. Joy et al.³⁹⁾ haben über einen Zeitraum von zwei Jahren die Effekte des Fernsehens in drei kanadischen Gemeinden verfolgt, die Armors Vermutungen stützen. In einer dieser Gemeinden war das gewaltverdächtige amerikanische Fernsehen nicht zu empfangen. Es zeigte sich, daß in dieser Gemeinde das Aggressionsniveau der Kinder höher war als in den beiden anderen Gemeinden, die schon seit längerem problematische Sendungen empfangen konnten.

Die bereits erwähnte Untersuchung von Belson⁴⁰⁾, die an ca. 1 600 Londoner Jugendlichen im Alter zwischen 12 bis 17 Jahren durchgeführt wurde, ist insofern methodisch interessant, als der Autor versucht hat, aus Korrelationen auf kausale Wirkungszusammenhänge zurückzuschließen. Die Logik dieses Schlusses beruht auf folgenden Überlegungen. Kontrastiert man, wie Belson das getan hat, die Gruppe der Wenigseher mit der Gruppe der Vielseher (die häufig violente In-

³²⁾ P. H. Tannenbaum, Studies in film and television-mediated arousal and aggression: A progress report, in: G. A. Comstock/E. A. Rubinstein/J. P. Murray (Eds.), Television and social behavior (Vol. 5), Washington D. C. 1972.

³³⁾ D. Zillmann, Excitation transfer in communication-mediated aggressive behavior, in: Journal of Experimental Social Psychology, (1971) 7, S. 412—434.

³⁴⁾ J. H. Watt/R. Krull, (Anm. 22), S. 99—112.

³⁵⁾ Vgl. Anm. 3.

³⁶⁾ Vgl. Anm. 10.

³⁷⁾ Vgl. Anm. 24.

³⁸⁾ D. J. Armor, Measuring the effects of television on aggressive behavior, Santa Monica (Cal.) 1976.

³⁹⁾ L. A. Joy/M. M. Kimball/M. L. Zabrack, Television exposure and childrens aggressive behavior. Paper presented at the meeting of the Canadian Association, Vancouver (June) 1977.

⁴⁰⁾ Vgl. Anm. 11.

halte aufnimmt), dann kann die tatsächlich gefundene Beziehung zwischen hohem Medienkonsum und Aggressivität prinzipiell auf drei „Ursachen“ zurückgeführt werden:

1. Vielsehen ist Ursache für Gewalttendenzen im Erleben und Verhalten.

2. Vielseher unterscheiden sich von Wenigsehern in einer Reihe von Persönlichkeitsvariablen und sonstigen sozialgraphischen Merkmalen, die ihrerseits Ursache von Aggression sind (Drittvariablen-Erklärung).

3. Der Wirkungsmechanismus wird gewissermaßen umgekehrt, indem man annimmt, ohnehin schon aggressive Personen setzen sich häufiger als andere violenten Medieninhalten aus.

Offensichtlich kann die erste Hypothese nur dann bestätigt werden, wenn die zweite ausgeschaltet ist. Das nun unternimmt Belson, indem er eine Fülle denkbarer Personvariablen statistisch ausschaltet und schließlich nur noch solche Gruppen vergleicht, die sich in fast nichts mehr unterscheiden als in ihrem unterschiedlich intensiven Medienkonsum. Im Ergebnis dieser aufwendigen Prozedur stellt sich in seinen Untersuchungen schließlich heraus, daß immer noch die Vielseher aggressiver sind als die Wenigseher. Über die Richtung des Wirkungszusammenhangs ist damit aber noch nichts gesagt. Die dritte Deutungsmöglichkeit muß mithin noch ausgeschaltet werden. Zu diesem Zwecke bildet Belson nun Kontrastgruppen zwischen extrem aggressiven und extrem nicht-aggressiven Personen und wendet wieder die Angleichungsprozedur auf diese Kontrastgruppen an. Nach diesem ‚Matching‘, das hier im Detail nicht dargestellt werden kann, ergibt sich, daß das Ausmaß des gewalttätigen Fernsehkonsums zwar mit dem Maß der Aggression verbunden ist, nicht aber das Maß der Aggression mit dem Maß des Fernsehkonsums. Damit ist es wahrscheinlicher, daß Medienkonsum die Aggressivität steigert, und weniger wahrscheinlich, daß aggressive Personen häufiger Gewaltdarstellungen im Fernsehen aufsuchen als weniger aggressive Personen. Die Wirkungsrichtung ist nach Belson eindeutig vom Medienkonsum zur Aggression zu sehen.

Die Vorgehensweise ist in ihrer Logik auf den ersten Blick überzeugend. Indes birgt die vielfältige Angleichungsprozedur der Kontrastgruppen erhebliche Risiken in der Produktion von statistischen Artefakten, was hier nicht näher begründet werden kann. Vorläufig wird man jedoch festhalten dürfen, daß die Interpretationen von Belson einen gewissen Bestätigungsgrad für die kritische Hypothese lie-

fern, Konsum von Mediengewalt erhöhe die Aggressivität. Einen Beweis im Sinne eines Experimentes liefert Belson indes nicht. Im übrigen hat der Autor seine Aggressivitätsindizes über Befragungen gebildet, was nicht gerade Anlaß zu der Annahme gibt, die angeprangerte schädliche Wirkung von Gewaltdarstellungen sei nunmehr „bewiesen“.

Im einzelnen findet man in der Arbeit jedoch eine Reihe von interessanten Hinweisen. Auf breiter Front wird bestätigt, daß Jungen, die oft Mediengewalt konsumieren, häufiger in aggressives Verhalten verwickelt sind, als Jungen, die weniger solche Inhalte betrachten. Am negativsten wirken Filme, in denen personale Gewalt ausgeübt wird und realistisch dargestellt ist. Cartoons, Slapstick-Filme, Science-Fiktion-Filme und aggressive Sportsendungen (außer Boxen und Ringen) zeigen keinerlei negative Effekte. Vielleicht ist dies ein Hinweis, wie man violente Videofilme zu bewerten hat. Es wäre denkbar, daß hinsichtlich ihrer Wirkung gerade solche Darstellungen nicht sonderlich problematisch sind, in denen man unmittelbar den irrationalen Charakter und die Fiktion der Thematik erkennt. Wichtig erscheint es Belson, auf die kumulative Wirkung von Gewaltdarstellungen aufmerksam zu machen. Im Vorfeld offenen aggressiven Verhaltens verändert sich zunächst die Einstellung zur Gewalt. Erst wenn eine kritische Schwelle überschritten ist, wird gewaltsame Aktion wahrscheinlich.

Im Lichte der gängigen Theorien hat Belson keine Hinweise auf die Richtigkeit der Katharsistheorie gefunden. Auch für die Überzeugungen von Bandura (Imitationslernen) gibt es kaum Belege. Belson meint vielmehr, gewalttätige Filme entfalten ihre potentielle Wirksamkeit auf dem Wege der Enthemmung jener Schwellen, die in unserer Kultur gegen eine unkontrollierte Entladung von Aggressionen aufgebaut werden. Violente Filme fördern nach Belson die Erosion angeborener und/oder erworbener Hemmmechanismen der bewußten Schädigung anderer Personen oder Sachen.

Im Rahmen dieses kurzen Überblicks verbleibt schließlich noch die Erwähnung repräsentativer Studien zur Katharsishypothese. Die bekannteste dieser Studien wurde von Feshbach und Singer durchgeführt⁴¹⁾. 400 Jungen wurden gebeten, über sechs Wochen hin teils brutale Action-Filme, teils nicht-aggressive Unterhaltungssendungen zu sehen. Unter anderem zeigte sich nach Abschluß des

⁴¹⁾ S. Feshbach/R. D. Singer, Television and aggression, San Francisco 1971.

Versuchs, daß Jungen, die nicht-aggressive Filme gesehen hatten, bedeutend aggressiver waren als die übrigen. Im einzelnen wurde dieser Effekt jedoch nur bei Heimkindern, nicht aber bei Jungen, die Privatschulen besuchten, nachgewiesen. Die Untersuchung hat aus vielen meßtechnischen und statistischen Gründen herbe Kritik gefunden. Inhaltlich ist eingewendet worden, daß sie nicht viel mehr beweise, als daß Jungen, zumal Heimkinder

in schwierigen sozialen Verhältnissen, aggressiv reagieren, wenn sie gezwungenermaßen sich über Wochen hin Programme ansehen müssen, die sie nicht mögen. Nachfolgende Untersuchungen haben selten einmal die Katharsishypothese bestätigen können. Heute wird von kaum einem Forscher ernsthaft angenommen, der Konsum violenter Medieninhalte senke die Aggressionsbereitschaft.

VII.

Mit Beginn der achtziger Jahre hat die Beschäftigung mit den potentiellen Effekten von Gewaltdarstellungen in den Medien merklich nachgelassen. Andere Themen sind in den Vordergrund des Forschungsinteresses gerückt. So hat man sich beispielsweise gefragt, ob Gewaltdarstellungen die Angst der Rezipienten steigern können, selbst einmal Opfer einer aggressiven Attacke zu werden. Eine Wiederbelebung der Fragestellung scheint sich jedoch anzudeuten. Während sich im Fernsehen die relative Rate brutaler Darstellungen kaum wesentlich verändert hat — trotz mancher Empfehlungen im Gefolge der exemplarisch referierten Forschung —, ist mit der Verfügung über Videoanlagen im privaten Haushalt und dem Leihen oder Kauf von Videofilmen die Diskussion neu entfacht worden. Eine Reihe der für jedermann zugänglichen Filme zeigen Szenen von beispielloser Brutalität, Grausamkeit, sadistischen Handlungen, ekelerregenden Bildern usw. in einem Maße, wie es niemals in frei zugänglichen Medien der Fall gewesen ist. Die Forschung, über die berichtet wurde, hat gegenüber diesen neuen Produktionen wahrlich nur harmlose Materialien als „Stimuli“ in ihre Experimente eingeführt. Vielleicht sind aus diesem Grunde die bisherigen Ergebnisse so uneindeutig und widersprüchlich ausgefallen.

Nach Schätzungen des Handels verfügt zur Zeit jeder 5. bis 6. Haushalt über ein Video-Abspielgerät. Die Zuwachsraten weisen nach oben. Videobänder werden z. Zt. überwiegend in Videotheken geliehen. Ca. 5 000 bis 8 000 Filme stehen zur Verfügung, darunter ein erheblicher Anteil sogenannter Horror- und Pornostreifen. In der politischen Diskussion werden Gesetzesvorlagen erwogen, durch bestimmte Auflagen für Produzenten und Verleiher den offensichtlichen Boom, dessen Dunkelziffern kaum bekannt sind, zu stoppen.

In immer dichteren Abständen meldet die Presse Gewalttaten, in denen die Akteure eif-

rige Konsumenten von Grusel-Videos gewesen seien. Implizit wird ein Zusammenhang zwischen Konsum solcher Video-Produkte und sadistischen Greuelthaten hergestellt. Nach mehr oder weniger informellen Umfragen in der Bundesrepublik und in England sollen mindestens vier von zehn Kindern und Jugendlichen schon einmal einen Horror/Porno-Videofilm gesehen haben. Die Verkaufs- bzw. Entleihstatistiken des Deutschen Video Instituts weisen Umsatzanteile von ca. 50 % über Action/Horror und Kriegsfilm aus; ca. 10 % entfallen auf Sex-Streifen. Gesetzliche Entleihverbote erschweren es zu beurteilen, in welchem Maße Jugendliche zu jenen Umsatzziffern beitragen. Weder Händler noch Konsumenten werden freimütig zugeben, etwas getan zu haben, was verboten und/oder moralisch nicht akzeptiert ist. Insgesamt weisen aber manche informellen Umfragen an Schulen darauf hin, daß inkriminierte Videos in einem erheblichen Umfang auf Kinder und Jugendliche treffen. Systematische Forschung gibt es über die Effekte des Sachverhalts noch nicht — weder in der Bundesrepublik, noch in England oder den Vereinigten Staaten.

Vorerst bleibt daher nichts anderes übrig, als aus den Untersuchungen zur Fernsehgewalt analog auf die Video-Gewalt rückzuschließen. Der Schluß ist jedoch mit vielerlei Unwägbarkeiten belastet. Nach der Intensität der Video-Darstellungen wird man vielleicht geneigt sein anzunehmen, die bisher gefundenen schwachen negativen Effekte medial vermittelter Gewalt müßten sich bei Betrachtung von Videos verstärken. Dagegen wird man einwenden, daß eben die groteske Übersteigerung einzelner Video-Streifen zu einer Distanzierung in der Sehsituation führen. Das Vorbild findet in den üblichen Lebensvollzügen kein Pendant und ist insofern unreal und damit nicht sonderlich vorbildhaft nachahmenswert bzw. -fähig. Auch bedeutet im Unterschied zum TV-Konsum die Nutzung von Video-Bändern einen gewissen Aufwand ih-

rer Beschaffung. So mag man denken, daß diejenigen, die sich diesem Aufwand unterziehen, ohnehin schon prädisponiert seien, an den gezeigten Inhalten Spaß zu finden. Der Konsum der Bänder würde entsprechend

nicht in eine Richtung verführen, die noch nicht dagewesen ist, sondern nur Wünsche erfüllen, die, aus welchen Gründen auch immer, in der individuellen Entwicklungsgeschichte entstanden sind.

VIII.

Die Wirkung violenter Medieninhalte ist nach wie vor noch ungeklärt. Angeblich beweiskräftige Untersuchungen halten nahezu ausnahmslos einer kritischen methodischen und inhaltlichen Würdigung nicht Stand. Keine der bisher entwickelten Modellvorstellungen und Theorien der Medienwirkung sind hinreichend empirisch bestätigt. Daraus zu schließen, gewalttätige Inhalte von Medien, insbesondere solche, die gegenwärtig in Video-Filmen angeboten und konsumiert werden, hätten keinerlei Einfluß auf die psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen wäre allerdings voreilig. Es gibt Umstände, unter denen Medien eine sozial negative Entwicklung von jungen Menschen forcieren können, doch ist das offensichtlich nicht der Regelfall. Allerdings wissen wir noch viel zu wenig, unter welchen spezifischen Umständen und in welcher Häufigkeit ein negativer Einfluß anzunehmen ist.

Vielleicht ist aber auch die Frage falsch gestellt, denn die meisten der vorgelegten Studien berühren den potentiellen und unmittelbaren Einfluß eines Inhaltes auf ein Individuum. Dieses aber ist nach den Forschungsergebnissen als verhältnismäßig geringfügig anzusehen. Selbst die mehr oder weniger gesicherten Ergebnisse von Belson haben letztlich nur ein quantitativ fast vernachlässigba-

res Maß einer Aggressionssteigerung durch Medien ausgewiesen.

Völlig anders würde sich die Frage stellen, wenn man einmal annimmt, Medien gaukelten dem Zuschauer eine Welt vor, an der er nicht teilhat und teilhaben kann. Er könnte dann auf den Gedanken kommen, sich mit Gewalt einen Zugang zu dieser Welt zu verschaffen, wobei er das Repertoire der Methoden aus unterschiedlichen Quellen beziehen mag; entscheidend ist, daß die verzerrte Medienwelt ihn animiert, sich dieser Methoden zu bedienen. Vielleicht ist die vermittelte Konsumumwelt, die Idylle des saturierten Lebens, die Begehrlichkeit stiftende Vorführung von Prominenten viel eher ein Quell von Aggression als Nachahmungstendenzen von platten, fiktiven Western, Grusicals und Kriminalfilmen.

Wie immer man nach sorgfältigem Studium der Literatur den direkten Einfluß von Medien auf aggressive Akte auch sehen mag: wenn er überhaupt gegeben ist, ist er gering. Die weltweite Schelte der Medien könnte darüber den Blick von Phänomenen sozialer Probleme und familialer Erziehungsmethoden ablenken, die wahrscheinlich eher als Ursachen der individuellen Aggression in unserer Gesellschaft wirken als antisoziale Western-, Kriminal- und Horrorfilme in ihrer Summation.

Graffiti — Sprachliche Wirkungsmuster und Aktionsziele einer Kontrakultur

„... beschmieren Tisch und Tuch, besprühen Haus und Wände“

I. Inschriften — Parolen — Sprüche — Zitate

Waß Gott wird fugen — Soll mir genugen, oder:

Wir Menschen kinder trachten nach hohen dingen, — Und wenn wir solches thun erwerben. — So legen wir uns nieder und sterben, oder:

Traw Gott es wird wolt wieder guth.

Heute noch kann man solche und ähnliche Sprüche am Fachwerk liebevoll restaurierter Häuser entdecken (diese am Marktplatz in Hornburg). Und neben touristischer Neugier und ästhetischer Bewunderung ist es wohl erlaubt, darüber zu spekulieren, was einen gottesfürchtigen Vorfahren anno 1609 bewogen haben mag, solche Inschriften — rhythmisch z. T. holprig — anzufertigen: Bekenntum? Demut? Appell? Mahnung? Hoffnung, in Kunstwerk und Moralität weiterzuleben? Identifikation mit einem als gut und richtig empfundenen öffentlichen (gesellschaftlichen) Weltverständnis?

Welches Motiv es auch gewesen sein mag: über Jahrhunderte hin wird ein knapper Dialog geführt zwischen jenem Individuum und einem zufälligen Passanten dieser Tage. Wir brauchen nicht immer das teure Pergament oder das billige Papier, um uns wechselseitig verständlich zu machen; „kommunizieren“ nennt man diesen Prozeß heute gern. Kinder und Kaufleute, Verliebte und „Narren“, Politiker und Geheimbünde nutzten schon häufig Kreide, Steine oder Messer als Schreibmittel und Bäume, Wände, Tafeln, Gehsteige als Unterlagen. Und auch die Antwort auf solche Produkte einer „Subkultur“ war bekannt: „*Narrenhände* beschmieren Tisch und Wände.“

Ob Bakunin — 1853 — an die Züricher Börse schrieb: *Kein Gott, kein Staat, kein Sklave*, oder ob die Arbeiter in der Weimarer Republik für ihre Rechte stritten: jahrzehntelang galt diese Äußerungsform als außer-gesellschaftlich, subversiv, als ungehörig — bis freilich die merkantile und politische Werbung die „Macht des Wortes“ entdeckte und sich vor Plakat, Spruchband, nächtlicher Aufschrift nicht scheute: *Räder müssen rollen für den*

Sieg (unter Benutzung des Stabreims); *Wissen ist Macht* — Reaktivierung und Übersetzung einer philosophischen Devise Francis Bacons (*[For] knowledge [itself] is power* [1598] / *nam et ipsa scientia potestas est* [1597]) durch W. Liebknecht 1872; *Schlagt Hitler! Wählt Hindenburg!* — Parole der SPD vom 27. Februar 1932 unter Beziehung auf die Losung Thälmanns vom 12. Januar 1932: *Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, wer Hitler wählt, wählt den Krieg!*; *Plaste und Elaste aus Schkopau* — Reime und Neuwörter aus dem Sprachgebrauch der DDR.

Eine Fülle von Beispielen ließe sich einfach aus der Beobachtung oder der Erfahrung (etwa der jeweiligen Wahlkämpfe) beibringen bis hin zu der literarisch, naiv-verfremdenden Parole der Freunde Momos: EURE KINDER — RUFEN LAUT — EURE ZEIT WIRD EUCH GEKLAUT!¹⁾

Die antike Rhetorik kannte diese sprachliche Wirkung, diese prägnante Zusammenfassung schon, die wir seit etwa 1807 nach einer Prägung Jean Pauls unter der Bezeichnung „Schlagwort“ zusammenfassen²⁾. Damit wird die Erfahrung ausgedrückt, daß von der Sprache eine Wirkung ausgeht, die andere Prozesse (z. B. wirtschaftliche, politische) unterstützt, begleitet, oft sogar in einem spiralartigen Verstärkungseffekt vorantreibt.

Die Sprachwissenschaftler unterscheiden gern drei Funktionen der Sprache: die expressive, die appellative und die referentielle

¹⁾ Momo's Einladung zu einer wichtigen Versammlung, „die die Welt verändern sollte“. Vgl. M. Ende, Momo, Stuttgart 1973, S. 110.

²⁾ „Denkwürdige und lebenskräftige Worte wechseln mit leichter Tagesflitterware, die plötzlich aufgewirbelt und oft rasch wieder verweht wird, geschichtlich Bedeutsames mit dem Allermodernsten. Und doch möchte ich diese mannigfaltigen Zeugnisse unter dem einen gemeinsamen Nenner einfangen: Schlagworte. Darunter sollen im folgenden solche Ausdrücke und Wendungen verstanden werden, denen sowohl eine prägnante Form wie auch ein gesteigerter Gefühlswert eigentümlich ist ...“ Vgl. Ö. Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch (1906), Nachdruck, Hildesheim 1968.

Funktion. In unserem Hornburger Beispiel aus dem Mittelalter zeigt sich die erste Funktion: auszudrücken, was einen bewegt; formulieren, was man denkt; sagen (oder schreiben), was man sich bisher nur vage vorgestellt hat. Bei den meisten anderen Beispielen überwiegt deutlich der Appell: die Aufforderung an andere, ihr Bewußtsein zu ändern und daraus möglichst zu einem gleichgerichteten Handeln zu kommen (Sprechhandlung); ein Dialogpartner soll dazu gebracht werden, die Ansicht des Redenden (einer Partei) zu übernehmen. Zwischen Überredung (Agitation) und Überzeugung eröffnet sich in der Praxis ein weites Feld, natürlich auch das Problem,

wie diese Beeinflussung gerechtfertigt werden kann (z. B. aus politischen, religiösen, ethischen, nationalen, gruppenzentrischen Voraussetzungen; die erkennbaren nennt man heute gern „Präsuppositionen“, die verborgenen dagegen „Implikationen“). Die Sprachmittel schwanken dabei — je nach Situation und Autor — zwischen direktem Anspruch (Ausrufesatz) über die „offenen“ Formulierungen, die also dem Angesprochenen die Vorstellung/Illusion lassen, die Gedankenkette selbst zu entdecken, bis hin zu den verkürzten Formeln, eben den Schlagwörtern. Die dritte Funktion der Sprache wird später noch ausgeführt.

II. Die „Scene“ und ihre Graffiti/Bankinschriften

Eine besondere Ausprägung erhalten die Sprüche, die man seit einigen Jahren allenthalben auf Wände oder das Straßenpflaster gesprüht und auf Spruchbänder gemalt sieht. „Graffiti“ werden diese Wandsprüche heute genannt; „Graffito“ meint die Gesamtheit dieser Äußerungsform einer Gesamtszene, z. B. Berlins. Die Sprühdose ist ihr beliebtestes Mittel. *Wir feiern die weiße Wand*, sprühten Studenten nächtlich auf eine frisch getünchte Hochschulfassade in Frankfurt. Und wie zur Bestätigung sprühte in Berlin ein Anonymus: *Die Farbe ist saugut!* oder ein anderer in Frankfurt: *Ich kam, sah und sprühte*³⁾. Immer an der Wand lang — sprühen (Berlin).

Eine unsortierte Beispielreihe aus eigener Sammlung mag fürs erste die Spannweite und die Vielfalt dieser „neuen Volkskunst“ darlegen:

Auf Schulbänken (mit Filzstift oder Kugelschreiber):

Ei Gude wie? (Aus dem Hessischen „übersetzt“: Hallo Freund / Freundin, wie geht's Dir, was machst Du denn?) — Hoiner is bleed — Wer schreibt mir? Ich sitze jeden Donners- tag hier und langweile mich! — It's very boring, isn't it? — Lieber ein Voller / als ein Lehrer! — Sex, Geld und Anarchie, / das braucht's in Western Germany. — An alle CDU-Wähler: Machen sie das Kreuz an die richtige Stelle! SPD CDU (worauf natürlich ein anderer korrigierte: CDU SPD).

Auf Hörsaalbänken:

Widersetzt euch viel / Gehorcht wenig! — Endstation / Alles Einsteigen / Parole der Opportunisten. — Physiker raus! (aus dem Fach-

bereich Jura der FU Berlin) — *Seid erotisch Goethe / Seid pornographisch Schiller / Ja, ja Johannes B. ... — Anarchie / jetzt oder nie. — Petting statt Pershing!*

An Wänden, Säulen, Fassaden:

Erotic bringt's — Petra ick liebe Dir — Antje igit — Dieses Klo ist atomwaffenfrei — Haftverschonung für Inge Meysel — In Berlin gibt's ein Drogenproblem: es gibt zuwenig — Ein Weg entsteht dadurch, daß man ihn geht! — KEINE ROTE HAUT WIRD SICH DEM GESETZ DES WEISSEN MANNES BEUGEN — Berlin brennt / Freiburg denkt, wie lange noch. — Geh'n Bullen an die Häuser ran, wird Freiburg bald zu Amsterdam — Fighting for Peace is like Fucking for Virginity.

Als Aufkleber:

Hilfe für bedrohte Tiere. Rettet die Gummibärchen. Kein Verkauf, Kein Verzehr. — I bin A Südtiroler (und zwar so gesetzt, daß die beiden Vokale sowohl als Dialektform gelten können als auch als nationales Autokennzeichen. Insgeheim also ein Bekenntnis zu den deutschsprachigen Südtirolern!) — GERMONY (dabei das O in Form eines Ein-Mark-Stückes ausgeprägt!) — Atomkraft? — nein danke! — Wozu Atomkraft? Bei uns kommt der Strom aus der Steckdose! — Achtung / Keinen Atom Müll auf den Mars! / Denn Mars bringt verbrauchte / Energie sofort zurück. — Vorsicht! Frau — Vorsicht Pazifist!

Diese Beispielreihe ließe sich beliebig lange fortsetzen. Spontan entstehen immer wieder neue Sprüche, so daß eine Darstellung im Augenblick der Niederschrift schon nicht mehr ganz aktuell ist. Im übrigen hat das etablierte wie das alternative Verlagswesen längst seine Chance erkannt und einschlägige Sammlungen vorgelegt, aus denen im folgenden noch

³⁾ M. Siemons, Signale der Sippe: Ich kam, sah und sprühte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14. 8. 1982.

zitiert werden wird⁴⁾. Bei aller Zufälligkeit der vorstehenden Beispiele kann man doch zunächst einmal einige Beobachtungen festhalten:

— Der Ausdruck „Graffiti“ wird mehr und mehr ausgeweitet. Während man im Italienischen darunter ursprünglich nur „in die Mauern eingekratzte Inschriften“ verstand, wie beispielsweise bei kulturgeschichtlich wichtigen wie in Pompeji, faßt man heute die gesprühten und gemalten Schriftzüge und die dazu gehörenden Zeichnungen darunter zusammen, oft auch die Inschriften auf Bänken. Der Umweg des Wortes über Amerika hat diese Erweiterung des Begriffes begünstigt bzw. verursacht.

— Die Themen sind sehr vielseitig. Oft genug wird nur persönlicher Unmut geäußert, Langeweile artikuliert oder Liebesdruck abgeladen. Häufig genug erscheinen auch Kommentare zu einem Lehrstoff (*Wie der Faschismus / Wieder Faschismus / Wider Faschismus*). Allgemein werden Weltansichten in (gereimter) Kurzform geäußert, und natürlich sind politische Äußerungen darunter vertreten. (*Krieg dem NATOD!*) Allerdings ist festzustellen, daß „im Repertoire dagegen nahezu vollkommen Zeugnisse fehlen, die sich auf brennende Fragen der umfassenden Diskussion unseres Umweltschutzes ... beziehen ...“⁵⁾. Diese, vor allem die radikalen und aggressiven, bleiben den Demosprüchen, Flugblättern und Plakaten vorbehalten.

— Wenn man von den Funktionen der Sprache ausgeht, so überwiegt hier die des Ausdrucks, die expressive Funktion. Insofern ist eine Vergleichbarkeit mit den am Anfang vorgestellten alten Inschriften gegeben. Der Ausdruck freilich entwickelt sich weniger aus einer festgefühten Weltansicht, als vielmehr aus der augenblicklichen Situation, die Anlaß zu Gedankensplittern oder Reaktionen auf Provokationen gibt. Dementsprechend sind sie unterschiedlich ernst zu nehmen. Jux und Witz durchbrechen aktiv die Rollenzuweisung des passiven Zuhörers. — *Verbietet Posaunenchor / Bürgerinitiative Jericho — Ich wünscht' ich wär / bei Gretchen / und nicht bei diesem Herrn! — Bei diesem tu ich schla-*

fen, / bei jener tät ich's gern. — Ein kluges Wort / und schon ist man / Kommunist.

— Die Äußerungen sind in der Regel anonym. Trotzdem werden sie häufig so zugespitzt, in Frageform, offen angelegt, daß sie als Kommunikationsaufforderung angenommen werden. Antworten werden gegeben, unerwartete Wendungen des Argumentationsansatzes zugefügt, andere Positionen zurückgewiesen. — *Du sprechen Türkisch? / Du nix spreche dir-kisch! / Zum Glück! — Gott ist tot (Nietzsche) / Nietzsche ist tot (Gott).*

— Die Tonart wird so gewählt, daß insgesamt ein Gefühl allgemeinen Einverständnisses vorausgesetzt wird/aufkommen kann. Sie richtet sich allgemein, wenn auch nicht aggressiv, aber doch hintersinnig, gegen eine als feindlich empfundene Umwelt (Autoritäten/Staat/Leistungsanforderung/nicht-progressive Ideologie/Berufschancen). Dieses (diffuse) Kollektivgefühl, das sich übrigens auch in Kleidung und Anrede ausdrückt (das automatische Duzen aller Jungen — bis dreißig?), wird sowohl vorausgesetzt wie gepflegt, so daß Beobachter gern von der „Scene“ oder von einer „Subkultur“ sprechen.

— Dem Beobachter fällt nicht nur diese Geschlossenheit auf, sondern auch ihr ungewollt (?) elitäres Auftreten: Der sprudelnde Sprachwitz, die Verballhornung „klassischer“ Zitate, die Persiflage, die Verwendung englischer Wörter und Wendungen, das Spiel mit den Versalien und die bewußte ‚Verletzung‘ grammatischer wie orthographischer Konventionen, all das ist nur auf dem Niveau zumindest einer abgeschlossenen Gymnasialausbildung zu verstehen und zu genießen. Andere Gesellschafts- und Altersschichten bleiben auf diese Weise ausgeschlossen oder werden provoziert. — *Man kann sich / an alles gewöhnen, / nur nicht am Dativ. — ca-pu-t — Mens sana in corpore sano / (= Wer in die Mensa geht, / braucht einen gesunden Körper) — Power auf dauer — Warum haben die Alternativen so viele Kinder? / Jute statt Plastik. — Kuhrikkulum — rächt Schreibung.*

Bei seinem Beschreibungsversuch nimmt Siemons⁶⁾ Henri Bergsons Werk über das Lachen zu Hilfe: „Man erhält einen komischen Ausspruch, wenn man eine absurde Idee in ein herkömmliches Satzmodell einfügt.“ Nach diesem „Rezept“ sind solche Spottverse erstellt, wie: *Es gibt viel zu tun — fangt schon mal an —, oder ... — nichts wie weg! — Edel sei der Mensch, Zwieback und gut.* Hier werden, ähnlich wie im Beispiel „Mars“-Werbung, Versatzstücke aus Werbeslogans und der

⁴⁾ T. Capelle, *Rettet dem Dativ!* (Hörsaalbänke), Münster 1972; W. Krolow/P.-P. Zahl, *Instandbesetzer-Bilderbuch*, Berlin (West) 1981; H. Schmitz/D. Michel, *Spray-Athen*, Berlin (West) 1982; I. Blaschok, *Ächt Atzend!*, Münster 1983; C. P. Müller-Thurau, *Laß uns mal 'ne Schnecke angraben*, Düsseldorf—Wien 1983; *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.), *Jugend '81*, Hamburg 1981 (besonders über Aufkleber, Ansteckabzeichen, Auftreten ganz allgemein).

⁵⁾ T. Capelle, a. a. O. (Anm. 4), S. 9.

⁶⁾ Vgl. M. Siemons, a. a. O. (Anm. 3).

Klassik in andere Zusammenhänge gebracht. Damit greifen diese spottenden und witzelnden Sprüche nicht auf eine allgemeine Lebenserfahrung zurück, sondern auf gespiegelte Realitäten, auf vorgestanzte Wendungen, d. h. Stereotypen, auf „gemeinsame Medienerfahrungen“ (Siemons), angeblich gesicherte Lebenserfahrungen anderer Generationen (Sprichwörter/Redewendungen): *Sie wollen unser Bestes, doch das kriegen sie nicht.*

Die Wirkung bleibt auf den Kreis beschränkt, der die Spielregeln dieses Zitatenumors kennt, zieht diese Lacher auf ihre Seite und mischt sie mit der (Schaden-)Freude über die „verschandelten“ Wände: ein Gruppenspaß,

III. Demosprüche

In dieselbe Szene gehören Sprüche, die auf Plakaten oder Spruchbändern herumgetragen werden. Sie werden bei „Aufzügen“, wie die Demonstrationen amtlich genannt werden, mitgeführt und sollen die jeweiligen Forderungen sinnfällig machen und pointiert zusammenfassen. Insofern wären Traditionsbeziehungen zu Demonstrationen politischer Parteien und Gruppierungen (etwa in der Weimarer Republik) zu vermuten. Verstärkt tauchen allerdings auch die Parolen im kollektiven Chor auf; dazu mußten sie in metrisch-rhythmische Betonungsgesetze eingebracht werden, um sich dem Marschschritt anzupassen. — *Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh!* — *Schah-Schah-Scharlatan!* — *Laßt die Leute frei!* — *Brecht dem Schütz die Gräten, / alle Macht den Räten.* — Der Trochäus (xx/xx/xx/...) feierte in den sechziger Jahren lautstark Urstände! (LASST DIE GEFANGENEN FREI!) eignet sich nur fürs Schreiben, nicht fürs Rufen, weil der Spruch nicht in die metrischen Gesetze paßt.)

Aus der Fülle der Demosprüche eine Auswahl⁷⁾: *Richter! Wo sind unsere Rechte?* — *Schluß mit dem Völkermord in Vietnam!* — *Tod dem Franco-Faschismus!* — *Bringt die Atomlobby zu Fall* — *Widerstand ist überall!* *Stoppt den Flughafen. Rettet unseren Wald.* *Keine Startbahn West!* — *Bagger Putt!* — *Frau schlag zurück!* — *Ein frohes neues 1933!* — *Scheiben klirren und ihr schreit, / Menschen sterben und ihr schweigt.* — *Die Scheibe klirrt, der Sponti kichert, Hoffentlich ALLIANZ versichert!* — *Es ist besser unsere Kinder besetzen fremde Häuser als fremde*

⁷⁾ B. Scherer/U. P. Schewietzek/H. Schmid (Hrsg.), Ein guter Spruch zur rechten Zeit, Gießen 1981.

Meta-Kritik im wörtlichen Sinne, Spott und Erschütterung („etablierter“ Positionen) aus der Sicht von Leuten, die jene Lebenseinstellung (z. B. das Weltbild des Bürgertums) im Grunde kaum noch interessiert, von der sie sich innerlich und auch als Gruppe längst distanzieren haben. „Intellektuellenkultur“? Freilich verfahren sie ebenso mit Fraktionen im eigenen „Lager“ und z. T. sogar mit sich selbst; nicht eben selbstkritisch, aber doch sensibilisiert gegenüber Übertreibungen, politischen Schlagworten, eigenen Forderungen und Ansichten, die zu Stereotypen zu erstarren drohen. So z. B. durch die Persiflage des *Nieder mit ...*-Parolentyps durch den Spruch: *Nieder mit dem Fahrstuhl!* — *Nie wieder Jungfrau!* — *Besetze die Villa deines Vaters!*

Länder! — *WURG* — *Wollt ihr den totalen Frieden?* — *Lieber Arbeitsplätze statt Raketen/DKP.*

Wiederum sollen vorläufig auch für diese Gattung der sprachlichen Äußerung einige Beobachtungen festgehalten werden:

— Für die Graffiti mag folgendes gelten: „Graffiti sind Markierungen politischer oder sozialer Bewegungen ... — Die Subkultur hatte ihr Revier.“⁸⁾ An gleicher Stelle werden die Gewohnheiten im Tierreich, „Herrschaftsbereiche mit irgendwelchen Zeichen zu versehen“, mit diesen sprachlichen Markierungen verglichen. Demosprüche dagegen sind darauf aus, diese Bereiche zu verteidigen oder auszuweiten — und sei es nur im Bewußtsein der Öffentlichkeit.

— Von den drei Funktionen der Sprache steht hier vor allem die appellative im Vordergrund. So treten denn auch die typischen direkten Sprachmittel in Aktion: Imperative, auf bestimmte Gruppen gezielte Aufrufe, Aufforderungen zum Mithandeln, rhetorische Fragen, vertrauliche Anredeformen und vorgestanzte Alternativformeln. Seltener benutzt man indirekte Sprachmittel, also echte Fragen (Evokationen), die verschiedene Antworten und Reaktionen zulassen.

— Hier nun finden sich die konkreten politischen Themen, die bei den zuerst beschriebenen Typen (Hörsaalinschriften, Graffiti) viel stärker in den Hintergrund gerückt worden waren. In der Beispiel-Liste wurden besonders Sprüche zu Beginn der siebziger Jahre ausgewählt. Sie vermitteln in etwa noch einen

⁸⁾ D. Michel, a. a. O. (Anm. 4), S. 8.

Eindruck von den seinerzeit aktuellen politischen Themen: Vietnam-Krieg, Schah-Besuch in Berlin, Kampf gegen Autorität(en) und verkrustete Strukturen im Universitätsbereich, APO-Themen gegen die Große Koalition, Kritik am „Wiederaufbau“ der Städte, besonders der Abrißmentalität und der Betonbauweise, Frauenemanzipation.

Zehn Jahre später hat sich die Themenwahl verschoben: Atomkraft, Startbahn West in Frankfurt, Umweltproblematik, Ausländerfeindlichkeit, Alternative Lebensformen, Drogen — und Sexualprobleme, Wettrüsten in West (und Ost), Arbeitslosigkeit, Dritte Welt. — *Nach-Rüstung kommt Krieg — No West! — Keine Macht den Computern!* (anlässlich der geplanten Volkszählung) — Ⓐ TOD DEN RAKETENRÜSTERN — *Amis raus aus der BRD — Laßt Euch nicht BRDigen!* — *Kiel ist eine deutsche Stadt!* // NPD (!) — *Hände weg von § 218!*

— Das beharrliche Einprägen bestimmter Formeln, der Versuch des Einwirkens auf das Bewußtsein der Massen, das Isolieren bestimmter Themen aus einem politischen Wirkungskomplex und die sprachlich wirksame Verkürzung auf Losungen gehört zu den Mitteln der Propaganda und Agitation. Die „Szene“ hat diese Mittel wiederentdeckt und zielstrebig in ihren Dienst genommen. Es entsteht der Anschein, als hätten die Autoren die „Bibel“ der Agitation von G. Klaus, eines Kybernetikers (!) aus der DDR, gründlich studiert und ausgewertet:

... Daraus ergibt sich eine zweifache Funktion der Agitation bzw. Propaganda und politischen Rede: Es gibt Reden, Zeitungsartikel, Rundfunksendungen usw., die auf ein direktes und unmittelbares Ziel gerichtet sind (sei es nun positiv oder negativ). Dabei interessiert nur die voraussichtliche Verhaltensweise der angesprochenen Leser und Hörer. Bei dieser Form der Agitation ist die Hauptfrage: Wie wirken die benutzten rhetorischen und politischen Sendungen? Sind sie geeignet, die gewünschte Verhaltensweise hervorzurufen?

Eine zweite, mit der ersten oft verbundene Form der Agitation hat keine Nahziele. Ihr Sinn ist die Füllung des ‚Speichers‘. Es ist gewissermaßen ein Arbeiten für die Zukunft! ...“⁹⁾.

⁹⁾ G. Klaus, *Sprache der Politik*, Berlin (Ost) 1971, S. 108.

... Normierte sprachliche Ausdrücke müssen bei allen Formen der Agitation und Propaganda Verwendung finden, und es ist wesentlich, durch sprachsoziologische und sprachpsychologische Untersuchungen festzustellen, welche normierten Ausdrücke die größte Wirksamkeit besitzen. Normierte Ausdrücke, deren Verwendung sich als nützlich erwiesen hat, gewinnen für uns oft große Autorität und behalten diese Autorität häufig auch dann noch, wenn die Verhältnisse, unter denen sie nützlich waren, sich geändert haben und der Nutzen dieser Normierung möglicherweise in einen Nachteil umgeschlagen ist ...“¹⁰⁾.

— Ziel dieses Einwirkens ist es, das „richtige Bewußtsein“ zu erzeugen. Die Sprache wird so gestaltet, daß sie andere Gruppen überredet („persuadiert“/„persuasive Kraft der Sprache“). Die Agierenden wissen, daß sie als Minderheit („Avantgarde“) darauf angewiesen sind, die Massen („das Volk“/die Basis) auf ihre Seite zu ziehen. Man spricht in diesem Zusammenhang von „Transmission“, „Transformation“ und greift damit auf erprobte Techniken marxistischer Beeinflussung zurück. Wie beispielsweise seit etwa 1968 das Verbum „(jemanden) agitieren“ in den westdeutschen Wortschatz überhaupt erst eingeführt und gleichzeitig positiv bewertet (konnotiert) worden ist (in Wörterbüchern vor dieser Zeit wird Agitation umschrieben mit „Aufwiegelung/Aufreizung“), so ist für die Zielgruppe das ebenfalls positiv konnotierte Wort „Sympathisant“ gebildet worden, um das negative Wort „Mitläufer“ zu vermeiden oder zu verdrängen. Mit anderen Worten: Dieser Beeinflussungsprozeß sollte durch semantische (und politische) Umstellungen/Umdeutungen legitimiert und in das eigene (revolutionäre) Gesellschaftsmodell eingepaßt werden¹¹⁾.

¹⁰⁾ Ders., *Die Macht des Wortes*, Berlin (Ost) 1972⁶, S. 155.

¹¹⁾ In einem „Wörterbuch“ der Szene (M. Rittendorf u. a., angesagt: scene-deutsch, Frankfurt 1983) wird z. B. erläutert: *Sympi*, Anhänger einer militanten Politik — *Demo*, ostentatives öffentliches Zurschaustellen von politischer Meinung, Manifestation kollektiver Empörung und/oder Freude. *Aktion*, Tat, Akt demonstrativen Charakters. *Action*, Handlung, Turbulenz Remmidemmi; → *Aktion Action!* Propaganda der Tat. *Scene* (spricht: *Biehn*) kleine Gemeinde in (fast) jeder großen Gemeinde. Entwertet die herkömmliche Diasporasozologie, da keiner ihrer Mitglieder sich zu ihr definiert. In der Mitte statisch, vermurft, klatschsüchtig, zu den Rändern hin lebendig, kreativ.

IV. Fünf sprachliche Wirkungsmuster in Richtung Realität

1. Die radikale Gruppe

„Die Wörter einer Sprache machen durch die Benennung die außerlinguistische Realität verfügbar und zusammen mit dem grammatischen System Umweltdaten kommunizierbar.“¹²⁾ „Die politische Sprache ist in dieser Hinsicht ein Mittel zur Festigung von politischen Institutionen. Dies bedeutet, daß eine wirkungsvolle Bekämpfung solcher Institutionen wie z. B. des imperialistischen Staates und seiner Politik Hand in Hand gehen muß mit einer Bekämpfung der spezifischen sprachlichen Symbole dieser Einrichtungen.“¹³⁾

Zwei Autoren aus unterschiedlichen „Lagern“ bestätigen auf ihre Weise den Zusammenhang von Sprache und Realität. Damit wird auf die dritte, die „referentielle Funktion der Sprache“ aufmerksam gemacht: Wir können die objektive Realität, „das Ding an sich“ nicht direkt erfassen, sondern operieren mit Bezeichnungen, Ordnungshierarchien oder Generalisierungen und verständigen uns dabei in einer von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft differierenden Weise über die so „vorgeordnete“, vorbeurteilte Welt in Form von „Abbildern“, in „Weltbildern“. Für den Normalbürger kann es ohne brennendes Interesse sein, ob es das Sternbild „Orion“ gibt (es existiert in der Realität nicht) oder ob die Bezeichnungen „Unkraut“ und „Ungeziefer“ menschenbezogene ungerechte, ja falsche Zusammenfassungen sind, denn der Normalbürger lebt in einer „vereinfachten“, konventionell geordneten Realität und hat sich in ihr eingerichtet. Anders derjenige, der diese Gesetzlichkeit pragmatisch/politisch in seinen Dienst nehmen will. Politische Sprecher wollen häufig genug *ihre* Vorstellung, ihr Weltbild und ihre Ideologie anderen nahebringen und durch diese entsprechende Bewußtseinsfixierung dem daraus resultierenden Handeln eine ganz bestimmte Richtung geben. Diese sprachwissenschaftliche Erkenntnis wird in die Agitationstendenzen zusätzlich eingebracht.

Schauen wir uns das Beispiel an: SIE HABEN DAS GESETZ, WIR HABEN DAS RECHT! (Vilbeler Straße in Frankfurt am Main, Oktober 1981). Offenbar handelte es sich dabei um einen Streit mit dem Magistrat um eine Haus-

besetzung, hier das Jugendzentrum. Viele Passanten bezogen den Spruch jedoch auf den Streit um den Bau der Startbahn West des Frankfurter Flughafens. Zur selben Zeit wurde mit der Forderung agitiert: Die Mauer muß weg! Der Text verwies zusammen mit einem Foto auf die „Schandmauer“. Hier wird der Sprachgebrauch mancher Politiker bzw. Medien im Hinblick auf die Berliner Mauer parodierend reflektiert, allerdings war die Absperrung aus Betonfertigteilen bei Mörfelden gemeint.

Offenkundig wird in diesem Beispiel das bewußte Abweichen vom konventionellen Sprachgebrauch. „Recht“ meint die Gesamtheit der Rechtsätze oder Ansprüche, die innerhalb einer rechtsstaatlichen Verfassung für die Rechtsgenossenschaft gültig sind. Unter „Gesetz“ versteht man die Regeln, die verbindlich den Umgang aller, diesem Geltungsbereich unterworfenen Mitglieder untereinander und mit der normsetzenden Autorität formulieren. Der Oberbegriff ist danach „Recht“, der Unterbegriff, die praktische Regelung, ist das „Gesetz“. In dem Spruch jedoch werden die Begriffe zu Gegenbegriffen (Antonymen) umgewandelt und dabei noch parteiisch bewertet (konnotiert). Das Ziel ist klar: Die eigene Ordnung der Welt soll der Situation und der Öffentlichkeit aufgeprägt und die Handlung (hier die Hausbesetzung) legitimiert werden. Die Solidarisierung läuft besonders über die Fürwörter: dem kollektiven, solidarischen „Wir“ wird ein anonymes, formalrechtlich handelndes „Sie“ gegenübergestellt. Deshalb kann man diese Gruppe von Sprüchen als radikale bezeichnen¹⁴⁾.

Die „Scene“ hat seit 1968 mit Vorliebe das Wort „Veränderung“ benutzt. Die Kritik an dieser „Leerformel“ (sie ist so abstrakt gehalten, daß nichts über Urheber, Ziel, Motiv, Zweck, Sinn, Legitimierung gesagt wird) wird hiermit umgangen und in eine konkrete politische Situation eingebracht.

Ähnliches geschieht in der Formel: LEGAL, ILLEGAL: SCHEISSEGAL! In raffinierter Komposition werden gut eingebürgerte Fremdwörter vom Klang her gleichgerichtet und — unter Ausblendung von „legitim“ — als austauschbare Bezeichnungen für bestimmte Verhaltensmuster im Rechtsbereich eingesetzt. Echte Antonyme werden wie Synonyme behandelt. Auf der Sachebene soll damit die Abgrenzung im Verhalten des einzelnen, dem

¹²⁾ W. Dieckmann, Sprache in der Politik. in: M. Greiffenhagen (Hrsg.), Kampf um Wörter? Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 163, Bonn 1980, S. 47.

¹³⁾ G. Klaus, a. a. O. (Anm. 9), S. 66.

¹⁴⁾ R. Roche, Demosprüche und Wandgesprüches, in: Muttersprache, 93 (1983) 3—4, S. 181 ff.

Rechtsrahmen (staatlicher Ordnung) gegenüber, abgebaut, sollen Skrupel der persönlichen Moralität bagatellisiert und damit subjektives Handeln legitimiert werden. Ziele das erste Beispiel vor allem auf „Inhalte“, mußte also versucht werden, die Konstanz der Wortdeutung zu ändern, so kann das zweite vor allem als ein formalorientiertes angesehen werden, in dem die Methode erst des Differenzierens, dann die des Egalisierens verwendet und eine „allgemeine Reaktion“ suggeriert wird.

KOMMT ZEIT — KOMMT RAT — KOMMT ATTENTAT! Dieses Telegramm erhielt der Hessische Ministerpräsident am 29. Januar 1982. Zur selben Zeit brachte die Frankfurter „Stadtzeitung“ PFLASTERSTRAND (Nr. 124/30. 1.—12. 2. 1982) als Titelbild — ohne direkten Bezug zu einem Artikel im Innern — eine Montage, in deren oberen Hälfte ein Foto des Arbeitgeberpräsidenten Schleyer am „31. Tag in RAF-Haft“ gezeigt wurde und in deren unteren Hälfte ein rot überlegtes Schwarzweißfoto des hessischen Ministerpräsidenten im Frack zu sehen war. Beide Teile waren verbunden durch den Spruch: „HOLGER, DER KAMPF GEHT WEITER!“.

Verschiedene Urheber konzentrieren sich auf denselben politischen Vorfall (Urteil des Staatsgerichtshofes) und den politisch Verantwortlichen. Sie drohen.

Die erste Gruppe verlängert das bekannte Sprichwort und gibt der sehr allgemeinen Lebensregel konkrete Orientierung. Von der einfachen, aber wirkungsvollen Skandierung her wird um das Reimwort „(Atten)-tat“ die Assoziation zu „Tat“ aufgebaut und umspielt. Die hessische SPD hat diesen Spruch durchaus als Morddrohung verstanden (und dieses Verständnis publiziert).

Die zweite Gruppe kombiniert optische Eindrücke mit verbaler Formulierung: Zum einen den Kontrast zwischen dem lachenden Börner und dem deprimierten Schleyer (mit dem RAF-Stern im Hintergrund). Zum anderen die verbale Verknüpfung durch den Spruch/das Zitat, der bei der Beerdigung von Holger Meins gesprochen wurde. Der Gleichklang des Vornamens HOLGER ermöglicht die Beziehung auf die aktuelle politische Situation. Das ist die Sprache der Gewalt — und zwar nicht als Metapher gemeint, etwa wenn diese Formulierung zur Kennzeichnung oder Rechtfertigung steinewerfender Jugendlicher verwendet wird, sondern in der wörtlichen Bedeutung.

WO RECHT ZU UNRECHT WIRD, WIRD WIDERSTAND ZUR PFLICHT. Dieser Demo-

spruch geht in die siebziger Jahre zurück. In dialektischer Verschränkung werden hier (wiederum) Begriffe ausgetauscht, Bedeutungen parteiisch geändert. Insgesamt mag beachtet gewesen sein, den Unmut/Haß (?) gegen diesen Staat zu verbinden und assoziativ zu vergleichen mit Prozessen im „Dritten Reich“ (zur selben Zeit war es üblich geworden, nur die Abkürzung FDGO zu wählen, um dadurch besonders verächtlich von der freiheitlich demokratischen Grundordnung zu sprechen). Zutreffender wäre der Vergleich allerdings ausgefallen, wenn das Satzgefüge als Bedingungssatz formuliert worden wäre („Wenn/Falls“). Diese ungezielte, allgemeine Ortsbestimmung dagegen läßt Spielraum genug für Interpretation und Anwendung. So konnte der Appell allgemein verstanden, aber auch auf Artikel 20 Abs. 4 des Grundgesetzes bezogen werden („Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist“). Gegen den Willen des Volkssouveräns wäre dann ein „Widerstandsrecht“ gerechtfertigt, wenn man den Nachsatz (... wenn andere Abhilfe nicht möglich ist) wegläßt und im übrigen jenen Staat als morbid, als illegitim hingestellt hat. In den achtziger Jahren schließlich konnte diese Formel auf die Friedensbewegung gemünzt erscheinen, die allerdings sicher nicht — wie seinerzeit die Anarchoszene — die Grundordnung stürzen will, sondern sich auf das Naturrecht beruft, wenn sie das Leben oder den Frieden retten will und in Kauf nimmt, nicht legal (im Rahmen des Grundgesetzes) zu handeln¹⁵). Korrekter und klarer wäre es jedoch in diesem Falle, die Begriffe nicht zu verwischen, sondern sich auf Artikel 5 und 8 des Grundgesetzes zu berufen, sowie von „zivilem Ungehorsam“ zu sprechen.

In diesem Zusammenhang muß auch die Diskussion um den Gewaltbegriff erwähnt werden: „Gewalt gegen Sachen“ (und manchmal auch gegen Personen) wurde um das Jahr 1970 als Reaktionsmuster auf die als autoritär oder ungerecht perzipierte Staatsmacht interpretiert und als „Gegengewalt“ (im Sinne demokratischer Notwehr) deklariert. Im affirmativen Kommentar zum Selbstverständnis der „Instandbesetzerszene“ klingt das (noch 1981) so:

„Die zierlichen Mittelstandskaninchen unterscheiden fein säuberlich in strukturelle, latente und manifeste, in ökonomische und außerökonomische Gewalt. — Die arbeitslosen

¹⁵) Vgl. dazu: Der Spiegel vom 29. 8. 1983, S. 34ff.

Jugendlichen in Kreuzberg pfeifen derweil auf solche Differenzierungen; das macht: sie erleben die Summe jeglicher Gewalt. — Beton, Glas, Aluminium, Asphalt wuchern auf die Außenbezirke zu; gewachsene Strukturen werden durch die unheilige Allianz von Staat und Kapital zerschlagen; zwischen die Eingeborenen und die Welt schiebt sich das Versprechen von Freiheit und Glück, die Ware. Da werden Schaufensterscheiben zur Provokation. Plünderer nehmen sich nicht nur, von dem sie annehmen, daß es ihnen zusteht, sie erobern sich ein Stück ihrer Menschenwürde zurück. Ihre Gegner und die zierlichen Mittelstandskaninchen hören nur das Brechen und Splintern des Glases, die ständige Verletzung der Menschenwürde durch Beton, Arbeitslosigkeit, Streß, enge Wohnungen, Fließbandarbeit, überbordende Schaufenster, ist ihnen gleich. Der *Dialog mit der Jugend* findet statt: mit dem Gummiknüppel, der Exmittierung, dem Knast. Die Sprache der Kolonialherren entfernt sich ständig von der Sprache der Kolonisierten. Der Diskurs wird naturgemäß immer gewalttätiger. Hilflos ringen die Dolmetscher die Hände, die Mittelstandskaninchen beschwören die Apokalypse, tanzt die Neue ApO (Außerparlamentarische Opposition) ihren Kalypso ...

(Dabei mag u. U. zu berücksichtigen sein, daß jenes Vorwort im „Knast Hakenfelde zu Berlin“ geschrieben wurde)¹⁶⁾.

2. Die verbalradikale Gruppe

Gott ist tot, jetzt leben wir (A) — *Macht kaputt, was euch kaputt macht!* — *Fällst du dem Kapital zur Last, steckt der Staat dich in den Knast* — *Ohne Imperialismus kein Krawall* — *Kapitalismus führt zum Faschismus!* — *Schießt den Albrecht auf den Mond, damit sich Raumfahrt wieder lohnt!* — *Polizei marschiert* — *Demokratie kriecht!* — *Emanzipation statt Indikation* — *Die Armeen zerschlagen, die Bonzen verjagen, ein selbstbestimmtes Leben wagen* — *Verbot aller faschistischen Organisationen!* ...

In solchen Parolen schwingt das Bewußtsein mit, daß zwischen der Real- und der Verbalwelt ein (referentieller) Unterschied bleibt. Sie erscheinen relativ offener, implizieren einen Rest von Zweifel an der unmittelbaren Realisierung, richten dennoch das Bewußtsein allgemein auf „Veränderung“. Die Wirkungsabsicht ist auch affirmativ-agitatorisch, aber weniger rationalistisch gerichtet als emotional. Dementsprechend kann bei ihrer

sprachlichen Gestaltung eine Füllung mit „hochaggregierten Symbolen“ und „Drohsymbolen“ beobachtet werden¹⁷⁾, d. h., es werden Bezeichnungen aus sehr allgemeinen, hohen Abstraktionsstufen im hierarchischen Feld gewählt (*Friede, Gewalt, Faschismus, Fortschritt, Veränderung, Integration, Emanzipation, Freiheit* ...). Insofern unterscheiden sie sich nicht von den Auswahlprinzipien der Schlagwörter aller politischer Parteien, besonders im Wahlkampf (*Freiheit statt Sozialismus!* ...). Da diese verkürzenden Formeln (Losungen, Parolen, Schlagwörter) wenig an eigentlicher Information enthalten und praktisch nur das Thema anreißen und seine Bewertung, d. h. die Art der Betrachtung vorgeben, arbeiten sie oft mit „primitiven Dichotomien“¹⁸⁾, d. h. Gegensatzpaare werden grobschlächtig (man denke an die Schimpfwörter!), oft in künstlicher Polarisierung und Verallgemeinerung verwendet.

Der Interpretationsspielraum wird z. B. auch besonders deutlich an dem Slogan AUFSTEHN FÜR DEN FRIEDEN (Motto der Großdemonstration am 10. Juni 1982 in Bonn aus Anlaß des Reagan-Besuchs). Der Infinitiv kann als Appell zu einem Aufstand (mit vielen denkbaren Konkretisierungen) wie als allgemeiner Impuls gegen Untätigkeit verstanden werden. Zur Erläuterung sei hinzugefügt: In der „Scene“ gilt AUFSTEHN (seit dem 10. Oktober 1981, der ersten Demonstration der Friedensbewegung auf dem Hofgartenplatz in Bonn) als Formel des Einverständnisses der Demonstrierenden. Damals hatte die holländische Rockgruppe „bots“ besonderen Erfolg mit dem Text:

Alle, die nicht schweigen, auch nicht, wenn sich Knüppel zeigen, soll'n aufstehn

Die zu ihrer Freiheit auch die Freiheit ihres Nachbarn brauchen, soll'n aufstehn

Alle für die Nehmen schön wir Geben ist und Geld verdienen nicht das ganze Leben ist,

die von ihrer Schwäche sprechen und sich kein' dabei abrechen, soll' aufstehn.

Alle, die gegen Atomkraftwerke sind, soll'n aufstehn

Die Angst vor Plastikwaffen haben in der Hand von einem Kind, soll'n aufstehn

Alle, die ihr Unbehagen immer nur im Magen tragen,

nicht wagen was zu sagen, nur von ihrer Lage klagen, soll'n aufzustehn.

Alle Frauen, die nicht auf zu Männern schauen, soll' aufstehn

¹⁶⁾ P.-P. Zahl, a. a. O. (Anm. 4), 11. Absatz — ohne Seitenzahl.

¹⁷⁾ Vgl. G. Klaus, a. a. O. (Anm. 9), S. 169ff.

¹⁸⁾ Vgl. ders., a. a. O. (Anm. 9), S. 153.

Alle Lohnempfänger, die den Bund nicht länger enger schnall'n, soll'n aufstehn

Alle Schwulen, die nicht um Toiletten buhlen, soll'n aufstehn

Alle Alten, die sich nicht für ihre Falten schämen, soll'n aufstehn

Alle Menschen, die ein besseres Leben wünschen, soll'n aufstehn.

Aus der Litanei alternativer und linker Kritikpunkte sticht diese Sentimentalvokabel so hervor, daß sie das assoziative Solidarisierungsmotto für den 10. Juni 1982 abgeben konnte. Bewußt wurde wohl — nach jenen kritisierenden/destruktiven Ermunterungsappellen — eine konstruktive Ergänzung eingesetzt (... für den Frieden).

Der Vergleich mit der offiziellen Losung der CDU zur Großdemonstration am 5. Juni 1982 in Bonn — *Gemeinsam für Frieden und Freiheit*, — zeigt, daß dieselben hohen Abstraktionsstufen verwendet werden. Die Erläuterungen im Aufruf jedoch machen deutlich, daß auf der Realitätsebene sehr Verschiedenes darunter verstanden wird, daß das Zeremoniell ebenfalls sehr unterschiedlich geplant und gestaltet wird. Für das Wort „Gemeinsam“ ist eine engere Interpretation (die CDU in der Bundesrepublik Deutschland und ihre Freunde) oder eine weitere möglich (die Westdeutschen und die Amerikaner).

Man muß sich für den politischen Alltag deutlich machen, daß im Abstand von knapp einer Woche mit fast denselben Begriffen demonstriert wurde, aber die jeweiligen Teilnehmer sicher sehr unterschiedliche, fast gegensätzliche Vorstellungen und Ziele gehabt haben, weil die Bedeutung der Zentralvokabel zu abstrakt gewählt wurde. Die Schwierigkeiten der Interpretation oder Verständigung entstehen erst, wenn man auf niedrigeren Stufen des Wortfeldes konkret nach Festlegungen fragt.

3. Die korrektive Gruppe

Eine dritte Gruppe greift einzelne Ziele, Werte, Probleme und „Realitätsbereiche“ heraus. Ihre Methode ist die der fordernden Darstellung oder die der Relativierung konventioneller Ordnungssysteme. Diese Stufe könnte somit als „korrektiv“ gekennzeichnet werden. WUNSCHKINDER JA, MUSSKINDER NEIN! — KEIN AKW IN BROKDORF UND AUCH NICHT ANDERSWO! — FÜR UNS KEINE BESSERE AUSBILDUNG? — BOYKOTT DER FAHRPREISERHÖHUNG, FAHRT SCHWARZ! — *Lieber instand-Besetzen als kaputt-Besitzen.* — 22 im Knast, 800

*Prozesse, PASS BLOSS AUF, STAAT! — Ich esse KOB's (Kontaktbereichsbeamte) uff een mal klopp'ts — Lieber rot als tot. — Darf Meier lenken, was Lehrer denken? — Für wen schaffen Atomkraftwerke Arbeitsplätze? (die dazugehörigen Zeichnungen verweisen auf Polizisten, Bestattungsunternehmen, „Kapitalisten“). Frauenpower macht Männer sauer — Werder Si! Nato No! — Berlin stirbt abrißweise — Es wird also jeweils ein relativ konkretes Thema ausgewählt und direkt angesprochen (NAI HÄMMER GSAIT! — Nein haben wir gesagt! — Kein Atomkraftwerk in Why! und anderswo) oder metaphorisch umschrieben („Rot“ für Kommunismus, „Bullen“ für Polizisten). Dabei werden diese Forderungen so konkret gestellt, daß das Ansinnen woanders nicht ohne weiteres verständlich ist — Freiburg: *Die Vita soll es jetzt schon wissen, ihr Palast wird ABGERISSEN.**

Andere Forderungen werden erst durch das „Zeremoniell“ der Demonstration klar, so beispielsweise beim dritten Beispiel dadurch, daß Lernschwestern die Transparente trugen. Schließlich sammeln sich hier gern die (konstruierten) Alternativformeln (*Lieber ... als ...*), die so suggestiv einander gegenübergestellt werden, daß andere, an sich mögliche Perspektiven ausgeschlossen bleiben. Rhetorische Fragen als Mittel der Verstärkung kommen vor und endlich die Gleichsetzungsformeln: *Akkord ist Mord — Aussperrung bleibt Unterdrückung — Die Partei ist die Vorhut der Arbeiterklasse*, von Spontis verspottet: *Die DKP ist die Vorhaut der Arbeiterklasse; wenn's ernst wird, zieht sie sich zurück.*

Forderungen dieser Art haben in der Regel die meisten Mitläufer, weil sie auf ein erkennbares Objekt bezogen werden, also für größere Gruppen verständlich sind. Diese Muster werden darum auch gern von anderen Protestgruppen übernommen, die inzwischen von der „Scene“ gelernt haben, wirksamer (zumindest gereimt) zu formulieren: *Wir bekommen keine Renten mehr/, dafür müssen Bomben her! — Das ist die Wende. Wir stehen im Regen (Bonn 18. 9. 83) — Kohl wir kommen, Du hast Dich schlecht benommen — Lieber HDW (Howaldtwerke-Deutsche Werft AG) besetzen als zum Arbeitsamt hinhetzen (12. 9. 83) — Wir wachen Tag und Nacht, sonst werden wir hier zugemacht. (Werksbesetzung „AG Weser“ — Bremen 19. 9. 83). Leicht verständlich ist auch die Symbolik der Friedensbewegung in der DDR: SCHWERTER ZU PFLUGSCHAREN, Micha 4. Sie wurde, wie bekannt, vorschnell verboten und verfolgt. Ihre Interpretation ist in Wirklichkeit jedoch*

wegen der Beziehung auf verschiedene Bibelstellen äußerst kompliziert¹⁹⁾.

4. Sponti-Sprüche

Während bei der vorangestellten Gruppe die Korrektur an der Wirklichkeit oder die Relativierung ihrer Strukturen beabsichtigt war, während alle drei Gruppen ernstgemeint sind und in unterschiedlicher Intensität die vorgefundene „Realität“ angreifen und verändern wollen, entfalten sich in einer vierten, spielerischen Gruppe Witz, Selbstironie, Nonsens, blankes Wortspiel, Persiflage durch Zitat usw.

„Die vielen Gesichter der schönen Frau Demo“ zeigen denn auch solche Abteilungen wie: „Einsame Herzen“ (*Bürger runter vom Balkon, wir verlangen mehr Pension! ... unterstützt den Vietcong!*), „Schweinkram“ (*Lieber Orgasmus als Apfelmus*), „Abteilung für Selbstbezeichnung“ (*Wir sind die, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben*), „Abteilung für Philosophie“ (*Wer zweimal mit derselben pennst, gehört schon zum Establishment!*)²⁰⁾. Insbesondere was als „Sponti-Sprüche“ Wände oder Transparente zierte, gehört in diese kreative, nur auf der Verbalebene operierende Stufe: *Lieber massenhaft als Einzelhaft! — Brot für die Welt, aber die Wurst bleibt hier — Lieber arm dran, als Arm ab — Lieber Feste feiern, als feste arbeiten! — Zwischen Leber und Milz ist noch Platz für ein Pils! — Ob Eltern oder keine, entscheiden wir alleine! — Ich geh kaputt, gehst du mit? — Freiheit für Grönland — weg mit dem Packeis! — Keine Macht für niemand! — Berufsverbot für alle, bei vollem Lohnausgleich! — Coitus, ergo sum — Freiheit 1918: Gefühl und Härte, Freiheit 1983: Gewühl und Hertie — Guck nicht so blöd — küß mich! — Hoffentlich werden wir so alt, wie wir aussehen — Jeder braucht Lebensmittel — Brot, Käse, Liebe — Revolution vorbei, Liebe futsch, Spaghetti kalt.* Vielfältig wie die Gruppierungen erscheinen hier die Sprüche: sie selbst oft genug in Frage stellend („Aussteiger“), auf das Individuum (oder Gruppen) zentriert, „bürgerliche“ Umgangsformen und Tabus verletzend. Über die Bewertung dieser Sponti-Sprüche wird später noch einiges zu sagen sein. Fest steht aber wohl, daß sie sich zunehmender Beliebtheit erfreuen und längst — wie früher die Ostfriesenwitze — die privaten Zirkel wie die Stammtische erreicht haben. Buchverlage wetteifern neuerdings um immer

neue Sammlungen²¹⁾. Genau betrachtet sind die „Spontis“ nur eine *Ingroup* der Szene gewesen; und die Weiterverbreitung ihrer Sprüche heute ist ein Nachwirken einer vergangenen Lebens-, Denk- und Aktionsform:

„Die Spontis waren eine Gegenbewegung innerhalb der Linken gegen die sich seit Anfang der 70er Jahre ausbreitenden marxistisch-leninistischen Parteien und Gruppen (ML- oder K-Gruppen). Sie können im Gegensatz zu diesen meist maoistischen und stalinistischen, streng organisierten Kaderparteien in der Tradition der hedonistisch-anarchistischen Strömung innerhalb der Studentenbewegung gesehen werden, die — wir denken hier z. B. an die Kommune 1 und ihr Umfeld — die radikale Veränderung der Verkehrsformen als notwendige Voraussetzung einer Gesellschaftsformation angesehen hatte.

Die zentrale Stellung von Subjektivität in der Theorie der Gesellschaftsveränderung machte den Politikbegriff der Spontis zweiseitig: Zum einen in der öffentlichen Sphäre: Anders als die ML-Gruppen, die die privaten Probleme ihrer Mitglieder im Grunde nur als Störfaktoren verstehen konnten, die einer effektiven Organisation des Klassenkampfes im Wege standen, sahen die Spontis in den Bedürfnissen und Gefühlen der Handelnden selbst einen wichtigen Bestandteil der politischen Diskussion und Aktion. *Betroffenheit* sollte zur Voraussetzung und Grundlage für politisches Handeln werden. Die Forderung, sich in einem politischen Prozeß als Subjekt *einbringen* zu können, war überspitzt formuliert in der Parole: *Politik muß Spaß machen!* Zum anderen in der privaten Sphäre: Man sah dort, daß die eigenen Bedürfnisse gesellschaftlich produziert, damit veränderungsfähig und -bedürftig waren. Das führte zu der Forderung, auch das eigene Privatleben zu verändern und alle Lebensbereiche der Diskussion zu öffnen ...

Wenn Spontisprache auch als geschriebene noch gesprochen werden wollte, so schlug sich in ihrem Parlando der Anspruch nieder, der ein wichtiger Grundsatz spontaneistischer oder *undogmatischer* Politikauffassung war: keine bürgerliche Trennung zwischen Politischem und Privatem zu akzeptieren. Politik in der ersten Person zu machen und die privaten Konflikte auch als politische zu verstehen sowie öffentlich zu artikulieren ...“²²⁾.

¹⁹⁾ Vgl. R. Roche, a. a. O. (Anm. 14), S. 189f.

²⁰⁾ Vgl. B. Scherer/P. Schewietzek/H. Schmid (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 7).

²¹⁾ J. Blaschzok, a. a. O. (Anm. 4), und: W. Hau u. a., Sponti-Sprüche 1—3, Frankfurt 1981/1983, vgl. T. Capelle, a. a. O. (Anm. 4).

²²⁾ W. Behrendt u. a., Zur Sprache der Spontis, in: Muttersprache, 92 (1982) 3—4, S. 146ff.

Für diese subjektivistisch engagierte Denkform fand die Gruppe eigene Lebensformen in WGs (Wohngemeinschaften), im Zusammenleben („Zweierkiste“), in Kneipen, in Musikgruppen, z. T. in der Drogenszene, in alternativen Buchläden und Zeitungen, bei Straßenfesten und (wenigen) Demonstrationen. Um die „verkrustete“ Bürgerwelt in ihren festgefühten Normen und Strukturen aufzulösen und um das eigene Weltverständnis dynamisch zu gestalten verwandelte man die Sprache in ein passendes Kommunikationsmittel: die Relativierung alles Gesagten durch ein nachgestelltes *irgendwie / oder so*; schier endlose *Beziehungsdiskussionen*; Verwendung offener Abstrakta wie *Verhältnisse, Strukturen*; spontane Bestätigungs-/Verstärkungsformeln wie *irre, geil, unheimlich, total, stark, wahnsinnig, echt, ehrlich*; durch die Bereitschaft, sich dauernd selbst zu „hinterfragen“ (Metadiskussion); durch Auswahl aus Allgemeinbegriffen — zur Vermeidung fixierender Rollenzuweisungen! — wie *Typ* für Mann, Fräulein, Frau, Bekannter, sowie für nicht zur Gruppe Gehöriger; durch Abkürzungen (*Prolli / Wessi / Prommi / Chauvi / Mollis*... aber: *Faschos*).

Viele dieser Ausdrucksformen sind mittlerweile Allgemeingut — und die Spontis sind älter geworden. Insofern haben sie zwar nicht „die Verhältnisse“ geändert, sicher aber die Sprache und sie aus der Dogmatisierung auch der K-Gruppen erlöst. Geblieben ist ein Solidarisierungskode, in den sich längst schmarotzend die Werbung eingeschlichen hat — *Wer es noch nicht geschnallt hat — wir wissen was Ihr wollt: „Denn Schulmilch ist Disco-action!“*.

5. NO FUTURE

Eine fünfte Gruppe drängelt sich an Wänden, in Hinterhöfen, besonders an Haltestellen wie verschüchtert in die Lücken jener Spruchlandschaft. Gemeint sind die expressiven, sentimentalistischen Formulierungen. Durch sie scheinen alle Konturen aufgelöst, also auch das Spiel mit den verschiedenen Realitätsebenen; weniger Wirkung als Ausdruck eines Situationsgefühls; einsilbiger Kommentar, oft zur Zukunftsaussicht: PFFHH! — HARTE UND GEFÜHL — SELBST DENKEN? — LEBEN? / LIEBE? GEFÜHLE VERBOTEN! (an Betonwand) — ICH BIN ALLEIN, WIR SIND ALLEIN, BERLIN IST ALLEIN (Cafe Einstein, Berlin) — DENK MAL (auf dem Sockel eines Reiterinnen Denkmals im Großen Tiergarten, Berlin) — NULL BOCK — WIR SIND DIE LEUTE, VOR DENEN UNS UNSERE ELTERN IMMER GEWARNT HABEN — HIGH NUN — DENN MORGEN KÖNNEN WIR TOT SEIN — DAS LEBEN GEHT WEITER — ABER OHNE UNS — HEUTE SCHON GELEBT? — DIE SCHÖPFUNG WAR DER ERSTE SABOTAGEAKT (Salzburger Dom) — VERSCHWENDE DEINE JUGEND! (Schule in Frankfurt).

Es sieht so aus, als ob sich diese Ausbrüche mehrten und auch sie eine Verschiebung der Grundpositionen einer jüngeren Generation signalisierten. Als NO FUTURE- / NULLBOCK-GENERATION wird sie wohl offiziell bezeichnet, fast bemitleidet; „Schlaffis“ werden sie fast liebevoll benannt, als „Freaks“ klassifiziert und in die Szene integriert.

V. Reaktionsmuster der „Etablierten“

Wenn die Sprüche (und Handlungen) der Szene — in unterschiedlicher Stärke — auf Veränderung der Gesellschaft aus sind, so stoßen sie naturnotwendig auf den Widerstand der „Etablierten“. Sprachliche Forderung, Lebensform und Auftreten werden als Provokation, zumindest als Ärgernis angenommen; sie sind besonders in den ersten drei geschilderten Gruppen natürlich auch als solche angelegt. Für die Situation des nur innerhalb bestimmter Gruppen zirkulierenden Weltverständnisses wurde der Terminus „Sprachspiel“²³⁾ geprägt (entsprechend den „geschlossenen Systemen“ z. B. des Marxismus). Sprache wird demnach als Kommunikationsmittel nur noch innerhalb desselben, so

gestalteten Sprachspiels — im semantischen Zirkel — verwendet; zum anderen Lager hin wird naturnotwendig der Dialog als abgebrochen, unsinnig und unmöglich angesehen, häufig bewußt verweigert. (Vgl. z. B. Transparentaufschrift anlässlich einer Podiumsdiskussion am 4. April 1982 beim „1. Frankfurter Streitgespräch“: WIR SCHEISSEN AUF DEN DIALOG.) Daraus entsteht wiederum häufig der (falsche) Eindruck von der „sprachlosen Jugend“.

... Neben dieser Ungleichzeitigkeit bei der Verarbeitung der geschichtlichen Gegenwart erfahren die ‚sprachlosen‘ Jugendlichen Tag für Tag, wie die Öffentlichkeit von den politischen Propagandamaschinen mit Sprachverfälschungen überschwemmt wird. Die Politiker sagen ‚Nachrüstung‘ und meinen ‚neues

²³⁾ Vgl. z. B. L. Wittgenstein, Über Gewißheit, Frankfurt 1970, S. 177 (Register).

Wettrüsten'. Sie reden von der ‚Verteidigung des Rechtsstaates‘, wo es um behördlichen Rechtsbruch geht. Sie nennen ‚vorbeugende Verhaftung‘, was einfach ‚Rache‘ ist. Sie sagen ‚Erhaltung von Arbeitsplätzen‘, meinen aber die Förderung zerstörerischer Großobjekte. Sie bezeichnen als ‚staatliche Energiepolitik‘, was doch nur Hilfestellung für die Profitsucht der Energiekonzerne ist. Sie berufen sich auf ‚Sachzwänge‘, wo sie Angst vor neuen Wegen haben. Sie jammern ‚Weimar, Weimar!‘, wo ihre parteipolitischen Besitzstände gefährdet sind. Unsere politische Kultur ist durchsetzt von solchen Doppelbödigkeiten und Doppelzüngigkeiten. Es kann nicht verwundern, wenn bei den Jugendlichen das Bedürfnis nach einer einfachen, authentischen Sprache so rasch wächst. Sie erleben den öffentlichen Sprachdunst als erstickend. Auch deshalb die bitteren und scharfen Parolen in der Jugendrevolte. Die Sprache wird zum Messer ...“²⁴⁾

Treffend werden die voneinander getrennten, in sich zirkulierenden Sprachspiele geschildert, wenn die (wechselseitige) Besetzung semantischer Positionen derart exemplifiziert wird bis hin zu der Schlußfolgerung: „Es gibt keine gemeinsame Sprache, weil es keinen politischen und lebenspraktischen Konsens gibt.“²⁵⁾ Die sprachlichen Formeln sind dann nur Indikatoren für die grundsätzlichen Divergenzen der Kontrakulturen.

Jedes System versucht, sich in sich zu stabilisieren, und reagiert auf Kontaktversuche nervös, mißtrauisch, unverständlich und feindlich, stets auf dem Sprung zur Gegenmission (Agitation), Reizung oder Abwehr (praktischen Anschauungsunterricht bietet das Auftreten der „GRÜNEN“ in den Parlamenten).

Und dieser Konflikt beschränkt sich nicht aufs Öffentliche, sondern reicht — bevorzugt in studentischen und gymnasialen Kreisen — ins Persönliche und ins Familiäre hinein, wo es als Generationskonflikt oft genug harte, spontane, „konsequente“ Reaktionen bewirkt (Auszug, Kündigung, Flucht). Die Ohnmacht (?), das ökonomische Überlegenheitsgefühl, der Stolz auf die Aufbauleistungen der eigenen Generation, die geringe Übung in differenzierendem, innovierendem Denken produziert auf der Seite der Etablierten dann oft Stereotypen wie: DANN GEH DOCH NACH DRUBEN! — *Als wir so alt waren wie ihr, ... — Kommt ihr erst mal in unsere Situation ... — Als wir zum Barras mußten, da hat uns auch keiner gefragt, ob ... — Das sind doch*

Sprüche; lernt erst mal was Ordentliches, laßt euch den Wind um die Nase wehen (die Hammebeine langziehen), dann sprechen wir uns wieder! ... —

Auf diese Weise ist natürlich kein Brückenschlag möglich, sondern wird im Gegenteil die Einbindung ins jeweilige Sprachspiel verstärkt. Geradezu tragisch entwickeln sich diese Divergenzen in jenen Bevölkerungsschichten, in denen die Kinder einen höheren Bildungsgang absolvieren, als ihn die Eltern (der Vater!) gehabt haben.

Ein anderes Reaktionsmuster besteht darin, diese Kontrakultur quasi mit ihren eigenen Waffen schlagen zu wollen. Es setzt einen höheren Bildungsstand (mitunter nur eine gesicherte Position) voraus. Man geht auf die Agitationsmuster ein und versucht, sie zu zerbrechen, umzudrehen. Ein solches Beispiel hat die Öffentlichkeit 1983 stark bewegt²⁶⁾. Ausgangspunkt war der Spruch: STELL DIR VOR / ES IST KRIEG / UND KEINER GEHT HIN! — Eine (konservative) Gruppe, ebenso wie auch H. Geißler auf einem Parteitag (vgl. FAZ vom 26. Mai 1983), verwies darauf, daß dieser beliebte Spruch von Brecht stamme und folgendermaßen weiterginge: *Wer zu Hause bleibt, / wenn der Kampf beginnt / Und läßt andere kämpfen für seine Sache / Der muß sich vorsehen: denn / Wer den Kampf nicht geteilt hat / Der wird teilen die Niederlage. / Nicht einmal den Kampf vermeidet / Wer den Kampf vermeiden will: denn / Es wird kämpfen für die Sache des Feinds / Wer für seine eigene Sache nicht gekämpft hat.*

Eine Überprüfung ergab freilich, daß dieser Zusammenhang *nicht* existiert, daß *nur* diese Fortsetzung aus Brechts fragmentarischer „Koloman-Wallisch-Kantate“ stammt und auf den Widerstandskampf im Februar 1934 in Österreich („Februarputsch“, von Dollfuß niedergeschlagen) bezogen wird. Der Versuch, Brecht als Kronzeugen gegen diesen pazifistischen (?) Spruch zu aktivieren, ist also fehlgeschlagen. Dagegen findet man die wirkliche Vorlage im Amerikanischen²⁷⁾. Überhaupt

²⁶⁾ R. Bülow, Stell dir vor, es gibt einen Spruch ... in: Der Sprachdienst — Gesellschaft für deutsche Sprache, 27 (1983) 7—8. S. 97 ff., und R. Roche, Stell dir vor ... in: Der Sprachdienst, 27 (1983) 9—10, S. 158 ff.

²⁷⁾ The little girl saw her first troop parade and asked, „What are those? „Soldiers“. „What are soldiers?“ „They are for war. They fight and each tries to kill as many of the other side as he can.“ The girl held still and studied. „Do you know ... I know something?“ „Yes, what is it you know?“ „Sometime they'll give a war and nobody will come.“ C. Sandburg, The People, Kap. 23.

²⁴⁾ J. Bopp, Trauer-Power, in: Kursbuch, (1981) 65, S. 156 f.

²⁵⁾ Ebd., S. 157.

sind Brecht-Zitate sehr beliebt als Gegenpole, aber auch solche (spärlichen) Anti-Witze wie: *Ihr / Die Spontis / Die... bestreiten alles — nur nicht ihren Lebensunterhalt.*

Ein drittes Reaktionsmuster besteht in einer Art von sympathischer Reaktion auf den unerschöpflichen Sprachwitz der Kontrakultur. Man nimmt den sozialen Hintergrund praktisch nicht wahr, man ignoriert die sprachlichen Wirkungsabsichten; dafür ergötzt man sich an der geistreichen Verdrehung, am Erkennen einer Chance. Z. B., wenn „offizielle“ Aufschriften unvollständig sind und als solche Versatzstücke in andere Sinnzusammen-

hänge gepreßt werden: BERLIN GRUSST SEINE GÄSTE und prügelt seine Einwohner. Oder aus der Werbung für eine Agentur für Zeitarbeit: *Kann man in zwei Jahren mehr für sich tun? JA, KÜNDIGEN!* Oder auf Postkästen, indem ALLE RICHTUNGEN mit „irren“ Subjekten und Prädikaten versehen wird, z. B. *John Lennon geht...* Auf ein viertes Muster wurde eingangs schon hingewiesen: die formale Übernahme (Reim, Rhythmus, witziger Jargon) bei „normalen“ Demonstrationen, etwa der Arbeiterschaft in ihrem *Existenzkampf*; auf ein fünftes auch: auf die korrumpierende Inbesitznahme durch die Werbung.

VI. Auswirkungen der Kontrakultur

Fragt man nach den „Erfolgen“ dieser neuen „Jugendbewegung“, so gilt es zu differenzieren. Vorschnell geurteilt, könnte man sagen, daß der massive politische Durchbruch, wie ihn die Studenten 1968 versucht haben, gescheitert sei. Fast in allen Selbstdarstellungen blicken die ehemaligen Teilnehmer, die APO-OPAs, wie nostalgisch auf jene Aktionszeiten zurück. Die Demosprüche, die Transparentinschriften, die in den ersten beiden Gruppen beschrieben worden sind, sie treten im Erscheinungsbild der Städte zurück; einem großen Teil der heutigen Jugend ist die marxistische Stereotypie zuwider (vgl. die Spontisprüche). Trotzdem hat sich natürlich auch die gesellschaftliche Landschaft verändert. *Unter den Talaren, der Muff von Tausend Jahren*, hieß es einst; heute lesen die Demonstranten von einst — in gesicherter Stellung der „Institutionen“ — an deren Mauerwänden: JUGEND 1983: DAS PRODUKT DES DEUTSCHEN WAHNSINNS! oder: *Ich bin gegen alles.*

Die Taktik hat sich jedenfalls verändert; sie hat sich von der brachialen zu einer eher stichelnden hin verlagert. Zusätzlich zur Wirkungsabsicht wäre also auf die Effektivität in längeren Zeiträumen zu achten. Und gerade hier zeigen die verschiedenen Agitationsmuster Wirkung (die beschriebenen fünf Gruppen sind zwar nach Intensitätsabstufungen geordnet worden; sie spiegeln grob jedoch auch eine zeitliche Abfolge, Ersetzung). Wie beschrieben, haben sich zwischen den Generationen, zwischen den Kulturen tiefe Gräben im Bewußtseinsstand (verweigerter Dialog) aufgetan. Die „Sprachspiele“ zirkulieren munter in internen Kreisen und wurden im „Heißen Herbst“ 1983 vor allem durch die (außerparlamentarischen) Friedensaktionen gegeneinander gerichtet.

Parallel zu dieser sprachlich-agitatorisch-politischen Entwicklung vollzog sich jedoch auch eine philosophisch-soziale. Erkennt die Öffentlichkeit meistens nur deren sichtbaren Ausdruck (in Kleidung, Haartracht, Auftreten), so hatte Carl Amery das eigentliche Motiv auf eine Formel gebracht: „Das Schlüsselwort für das kleinbürgerliche Tugendsystem in Deutschland ist das Wort *Anstand...*“. Sie umfaßten Dinge wie Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit im Dienst, Mißtrauen gegen alle Exzesse und gegen alles Schillernde, Zweideutige, Ambivalente, sowie Gehorsam gegen die Obrigkeit.“²⁸⁾ Alle die Normen, so Amery, seien jedoch Sekundärtugenden, die keine Ziele in sich enthalten. Primärtugenden (Gläubigkeit, Demut, Caritas) seien darin nicht enthalten. Der Trick des Nationalsozialismus war es demnach, dem „Milieu“, dem deutschen Volk jene Sekundärtugenden als Primärwerte glaubhaft darzustellen (*Meine Ehre heißt Treue!*). Diese fatale Vertauschung sei nicht durchschaut, ihre rassistisch-totalitäre Gefährlichkeit nicht erkannt worden, sondern gar noch als im Sinne deutscher Weltgeltung interpretiert und militaristisch praktiziert worden. Diese kluge und richtige Analyse löste — im Rahmen der Vergangenheitsbewältigung — den abgrundtiefen Haß gegen jene bürgerlichen Sekundärwerte aus, wodurch allzu leicht die stereotyp propagierten Primärwerte wie z. B. die politische Grundordnung unserer Republik (parlamentarische Demokratie, Rechts- und Sozialstaat, föderatives System, Volkssouveränität, Gewaltenteilung, Legalität) in den Strudel jener Kritik geraten könnten, besonders wenn sie

²⁸⁾ C. Amery, *Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute*, Reinbek 1963, S. 20ff.

sich — wegen ihres Gleichheitsprinzips — notgedrungen formell und starr darstellen.

Ohne diese Grundsatzanalyse zu kennen, „realisiert“ die heutige Jugend doch munter deren praktische Konsequenzen (Unpünktlichkeit, unordentliches Aussehen, „chaotisches“ Wohnen, Vernachlässigung vieler Formalien, z. B. der Rechtschreibung, etc.). In diesen Prozeß greifen die witzelnden, relativierenden Sprüche verstärkend ein. Ihre Zahl und Ausprägung nimmt etwa in dem Maße zu, wie die frontal angreifenden Demosprüche abnehmen. Auf die Dauer gesehen, unter dem Aspekt der Langzeitwirkung, der „Füllung eines Speichers“²⁹⁾, erweisen sich diese Sprüche sogar als wirksamer. Die Taktik erscheint beweglicher, hat größere Resonanz in der Masse, zeigt zumindest auch Amusement im „anderen Lager“, kurz: diese Wirkungsmuster sind durchaus nicht gescheitert.

Man könnte diesen Prozeß als ein undifferenziertes Zermürben, Zerbröseln der Werte beschreiben. Er wird unterstützt durch einen weiteren Trend, den nach den amerikanischen nun auch die deutschen Pädagogen beklagen: Die Forderung (der Schüler) nach „Relevanz“ aller Themen. Diese sollen „plausibel“, praktisch verwendbar, nützlich sein und möglichst einen sozialen Touch haben. Insofern sind die Zeiten grundsätzlicher, hochabstrakter, utopischer Diskussionen der Studentenrevolte passé, die neuen Forderungen jedoch kaum erfüllbar, weil die Jugend geistig und vor allem seelisch noch mehr verarmen würde. Eine Lieblingsvokabel in diesem Zusammenhang ist, „daß alles Schwachsinn sei“, oder daß „der/das es nicht bringe“. Gemeint ist damit, daß man keinen Sinn, keinen Nutzen sehen könne, daß das pädagogische Bemühen um Aneignung methodischer Fertigkeiten ein unnützer Umweg sei und man eine egozentrische „Interpretation“ bevorzuge.

Die Studentenrevolte hatte ihre wortgewandten Führer. Sie gaben die Erklärungsmuster, sie prägten den politischen Willen in prägnante Formeln, und sie riskierten die politische Konfrontation. Die heutigen Sprüher dagegen bleiben mit Vorliebe anonym. Die Autoren schwimmen lieber im Wasser des sympathisierenden Kollektivs. Trotzdem setzen die Formulierungen voraus, daß ihnen Bildungs- und Sprachwissen zu Gebote steht. Der angebliche Brecht-Spruch zeigt exemplarisch die komplizierten Adaptionsvorgänge: Aus der nach links neigenden Akademikerschicht der dreißiger Jahre in den USA kommend, taucht er irgendwie in Deutschland auf, gewinnt jene klug und treffend zugespitzte

Anekdote hier als isolierter Spruch Beliebtheit und Sprengkraft. Metrische Einheiten werden in den Dienst genommen, wenig bekannte Autoren zitiert, sprachliche Muster aufgenommen und umgewandelt, offene Vorsatzstücke bei etablierten Äußerungen als Eingriffschancen genutzt, Floskeln parodiert usw. Und das erstaunlich fix: kaum hatte ein Abgeordneter der Grünen das Bonmot geprägt: *Der Zimmermann erspart die Axt im Walde*, war es wenige Tage später auf einer Schulbank zu registrieren (Sept. 1983).

Müller-Thurau vergleicht den geistigen Habitus der Szene mit literarischen Vorbildern; er nennt in diesem Zusammenhang: Kafka, Camus, Musil (nicht Brecht!)³⁰⁾. In ihnen sieht die Szene ihre Form der Entfremdung am treffendsten gespiegelt. Sie selbst hat sich — durch die „Gevattern“ — vor allem lyrisch geäußert; wenn sie Disziplin genug aufbrachte, sich im Zusammenhang zu äußern, allenfalls in handlungs- oder bewußtseinsorientierter, pragmatischer Kurzprosa. Als symptomatisch kann auch angesehen werden, daß die erste (einzige?) literarische Selbstäußerung der 68er-Generation in Prosa sich mehrfach gebrochen darstellte. Peter Schneider wählte (1973) als Vorbild den „zerrissenen“ livländischen Edelmann und Autor Lenz (1751—1792), auf den auch Büchner (biographisch) und Brecht (thematisch) schon zurückgegriffen hatten. Authentische, direkte Äußerungen fehlen — bis auf „Christiane F.“ Für große Teile der DDR-Jugend übrigens haben Plenzdorf und Rolf Schneider („Die Reise nach Jaroslaw“) den Jargon und die Mentalität treffend wiedergegeben. Im Schlagertext biedernd sich verschiedene Autoren als „Gevattern“ an („Ich will alles — aber sofort“/„Ich will leben, wie mir's gefällt...“).

Man könnte insofern in der Tat von einer „Intellektuellenkultur“ sprechen. Was dort jedoch spontan ist oder nur so erscheint, das erweist sich hier häufig als gedankenlose, fröhlich adaptierte Wiederholung und verweist damit auf einen bedenklichen Mitläufereffekt. Viele Schüler wissen vor allem nicht, was sie tun; sie treiben in einem modischen Trend mit und wundern sich, daß sie in den Realitäten des Schul- und Wirtschaftslebens auf andere Verhaltensformen und Anforderungen stoßen (bei Studenten und Referendaren spricht man dann von einem „Praxischock“).

²⁹⁾ Vgl. G. Klaus, a. a. O. (Anm. 9), S. 108.

³⁰⁾ Vgl. C.-P. Müller-Thurau, a. a. O. (Anm. 4), S. 61 ff.

Die Szene hat sich geändert, so wie sich auch die ökonomischen (und politischen) Verhältnisse geändert haben. Die Jahre des ungebremsten Wachstums verlangten nach gerechterer Verteilung jener allgemeinen Güter (Demosprüche); sie sollten in gesellschaftlichen Utopien neu geordnet werden. Die achtziger Jahre haben das „Ende der Leiter“ gezeigt, eine Mangelsituation im weiten Sinne offenbart, die Vorstellung von den leichten und gesicherten Lösungen zerschlagen, depressive Äußerungen (Graffiti) gezeugt. Die Etablierten haben zu allen Zeiten nur herausgehört: Verneinung (z. B. in den Bürgerinitiativen: *Keine Autobahn durchs Wohngebiet!* — Neuhof...), Verweigerung, Egozentrik, Aggression, keckes, selbstbewußtes Auftreten, Verspottung von Karriere und Wohlstand („Knete“) und Wohlanständigkeit (Sekundärwerte). In diesem Sinne wäre „Kontrakultur“ weit zutreffender als „Subkultur“³¹⁾.

Einige Gruppen haben sich auf Konfrontation mit dem Establishment festgelegt, so die „Autonomen“ und die „Antiimpis“. Man spricht von Minigruppen, die „direkte Aktionen“ im Rahmen der Friedensdemonstrationen planen und durchführen, denen die „Latschdemos“ zu lasch seien³²⁾. In dem weiten Feld bis zu den Spontis allerdings entfaltet sich ein vielfältiges Spektrum der Anschauungen und der Taktik. Die offizielle Kultur wäre gut beraten, nicht alle Gruppen über einen Kamm zu scheeren; Angebote zu einem wechselseitig kritischen Miteinander, wie sie vor allem von den Basisgemeinden und den Grünen ausgehen, sollten nicht voreilig oder autoritär in den Wind geschlagen werden. Schließlich war es schon immer das Vorrecht der Jugend, das Unbedingte zu fordern und anzustreben; man denke nur an die Geschichte des Wandervogels.

Will man den derzeitigen Stand dieser Kontrakultur schlagwortartig verdeutlichen, so könnte man etwa folgende Kennzeichnung versuchen:

1. Suche nach geschlossenen Systemen. (Marxistisches System → Adaption H. Hesses → Religiöse Systeme, allerdings von der Basis her erneuert)
2. Enges, intimes, schnell geknüpftes Gruppenverständnis und lockeres Kommunika-

³¹⁾ Aus der Fülle der Selbsterzeugnisse sei hier nur verwiesen auf: H. Hübsch, *Alternative Öffentlichkeit*, Frankfurt 1980; K. Weichler, *Gegendruck*, Reinbek 1983.

³²⁾ Vgl. *Der Spiegel* vom 26. 9. 1983, S. 35ff.

tionsverhalten, allerdings im Rahmen in sich zirkulierender „Sprachspiele“. Die gemeinsame Sprache spielt dabei eine wichtige Rolle, und zwar sowohl die eines „Schlupflochs“, eines Solidaritätskodes wie andererseits die eines Mittels der Auseinandersetzung. Man könnte letztere Funktion mit der politischen Witze in autoritären Systemen vergleichen.

3. Nach Ablehnung bürgerlicher Lebensformen erfolgt Ersatz durch eigene, lose gefügte Lebensformen in neuer, rigoroser Moralität, um so eine neue Identität zu gewinnen („Lokkerung“ der Sprechmuster; Sprengung der Floskeln).

4. Glück wird fast als Bürgerrecht in Anspruch genommen; eingeschränkte Formen, etwa der Zufriedenheit, schon als Verrat, Verlust empfunden. Insofern lassen sich eine Reihe von autistischen Zügen der Szene erklären.

5. Neu-Aufbau von Bürgertugenden (im Rückgriff auf ursprüngliche Sinnggebung, z. B. auch der Grundrechte), allerdings in steter Angst, doch wieder in verfestigte Formen (Stereotype) zu geraten (semantische Neubesetzungen).

6. Persönliches Engagement, „Politik der ersten Person“ (Spontis, ihr Grundverständnis und ihre Spruchwelt).

7. Trotzige Versuche, eine alternative Lebens- und Arbeitswelt (*network*) aufzubauen, wenn es oft auch wie romantische Flucht aussieht (Landkommunen) und ihnen die Abhängigkeit von der „Knete“ peinlich wird.

8. Beschränkung auf überschaubare, kleine Projekte.

Es sind also (nicht nur) Narrenhände, die die Wände beschmieren. Es sind Anhänger einer Kontrakultur, die auf einen mehr oder minder aktiven Sympathisantenkreis vertrauen. Für die Gegenwart haben sie nicht einmal einen Sammelnamen gefunden (sieht man von der *Bullen-* und *Schweinemetapher* [amerikanisch: pigs], vom „Papiertiger“ und den „Greisen“ ab, die übrigens bei Thomas Mann vorgeprägt worden sind — aus *Unordnung und frühes Leid.*, 1926). Sie schließen sich in sich eng aneinander, ignorieren quasi die Bürgerwelt und differenzieren — in einem eigenen „Scene-Jargon“ (vgl. Anm. 11) einander liebevoll bis grimmig — *Typ, Freak, Fan, Macker, Softi, Chaot, Maso, Muffkaiser, Schote, Knacker, Schleimi, Spasti, Tussi...*

Die Vorstellung, daß vieles noch nicht ausprobiert wurde, daß manche Entwicklungen

um Gottes willen nicht weitergetrieben werden dürfen (Umweltbelastung) und daß allerlei „machbar“ ist, beflügelt Phantasie wie Aktivität der Kontrakultur. Allerdings sucht man sich die Experimentierfelder selbst aus (— und überläßt die Routine und die undankbaren dem „System“). Diese Taktik wird nicht als Einseitigkeit wahrgenommen: Es würde keinem Demonstranten oder Sprüher einfallen, einen Spruch wie *Russki idi damoi*³³⁾ (gar in kyrillischen Buchstaben) zu schreiben, eben weil er's nicht will — wie er sich auch kaum selbst durch Reisen, Lagerleben oder Sprachaufenthalte ein realistisches Bild vom sogenannten Ostblock, besonders nicht von der Sowjetunion, verschafft — und weil's sowieso keiner versteht (!) (entsprechende englische, türkische, spanische „Übersetzungen“ sind durchaus geläufig). An diesem Thema ist heute schon abzusehen, welche historischen Versäumnisse ihre Kinder ihnen einmal vorwerfen werden.

Abgemildert wird dieser Trend zur einseitigen, gruppenbezogenen Auswahl allerdings dadurch, daß die Vielzahl kleiner Gruppen eine Vielzahl von Themen, Aktionen und Lebensbereichen abdeckt — nur eben nicht systematisch, wohl aber einander ergänzend. Hatte H. Becker für die Erziehung im technischen Zeitalter die drei Leitbegriffe geprägt: Zuverlässigkeit — Mobilität — Weltverständnis, so kann die gegenwärtige junge Genera-

³³⁾ *Russki geh heim! / Iwan verpiß dich!* analog etwa zu: *Ami go home! — YANKS GO WEST!*

tion mit dieser Zielsetzung wenig anfangen. Selbst der Toleranzbegriff scheint ihr nicht von hohem Rang zu sein³⁴⁾.

Die Ablehnung der Sekundärwerte (und die Kritik an republikanischen oder humanistischen Primärwerten) schafft noch keine neue Werteordnung. Falls man positiv schon neue, erneuerte Primärwerte nennen soll, so vielleicht den der Emanzipation, vor allem aber den der Solidarität. Er wird nicht klassengebunden verstanden, sondern weltweit ausgedehnt. Er erzeugt respektable Leistungen einer angeblich sprachlosen und „schlafenden“ Generation, trägt allerdings den Kern ideologischer Spaltung schon in sich, wenn entschieden werden muß, welcher Region — und damit welchem System — man solidarisch helfen will. Ein drittes Ziel läßt sich kaum benennen, eher umschreiben: Engagement im Überschaubaren, Eigenbestimmung, praxisorientierte, tatkräftige Aktion, selbst wenn dadurch an der Gesamtsituation wenig geändert werden kann. Wichtig erscheint dabei das Motiv, vor sich glaubhaft eine Identität zu erzeugen.

Sponti — Kommentar:

Wissen ist Macht!

Wir wissen nichts.

Macht nichts! (U-Bahn-Baustelle, Frankfurt Hauptwache).

oder: Take it easy — but take it!

logo? LOGO!

³⁴⁾ Vgl. Hübsch, a. a. O. (Anm. 31), S. 37.

Jugendliche Fußballfans als gesellschaftliches Phänomen

Das zunehmende Auftreten randalierender und gewalttätiger jugendlicher „Fußballfans“ ist den letzten Jahren für die Fußballvereine und -verbände zu einem schwerwiegenden Problem und für die Medien zu einem schlagzeilenträchtigen Thema geworden. In den europäischen Pokalwettbewerben haben vor allem junge englische „Fußballanhänger“ traurigen Ruhm erlangt. Ähnliche Entwicklungstendenzen sind — zwar weniger ausgeprägt — auch in der Bundesrepublik Deutschland zu beobachten. Der tragische Tod eines jungen Spielbesuchers bei dem Pokalspiel Hamburger Sportverein gegen Werder Bremen am 16. Oktober 1982 hat allgemein Bestürzung ausgelöst — auch bei den jugendlichen Fußballfans. Solche alarmierenden Vorgänge haben zwar eine Diskussion in Gang gesetzt, wie man diesen gefährlichen Auswüchsen wirksam begegnen kann. Sie haben aber auch das allgemeine Meinungsbild über die jugendlichen Fußballfans in einer einseitigen und bedenklichen Weise geprägt, denn in der Regel erfährt man über diesen Personenkreis nur etwas im Zusammenhang mit Sachbeschädigung und mehr oder weniger verletzungsträchtigen Auseinandersetzungen.

Verantwortlich hierfür ist in erster Linie eine meist selektierende Berichterstattung in den Medien, insbesondere in den Boulevardblättern, die in der Regel wenig dazu geeignet ist, den Blick auf Hintergründiges zu lenken, Zusammenhänge und Wechselwirkungen aufzu-

decken sowie auch nur ansatzweise Verständnis für das Tun der Fans zu wecken.

Im Gegensatz dazu soll es in diesem Beitrag weniger um eine defizitorientierte und auf einen bestimmten Aspekt bezogene Darstellung des Phänomens jugendlicher Fußballfans gehen, d. h. also eine Betrachtungsweise, die die Gewalttätigkeiten mit der Folge von Stigmatisierung und Kriminalisierung in den Vordergrund schiebt, sondern um die anschauliche und realitätsnahe Darstellung einer jugendlichen Subkultur, die sich außerhalb pädagogisch vorbereiteter Sozialisationsfelder unter den Bedingungen massenhafter Zusammenkunft und zeitlicher Befristung auf das Wochenende eine spezifische Lebenswelt schafft und unter Einsatz vielfältiger Symbole und Rituale sich Räume aneignet, die gezeichnet sind von Popularität, Spannung und Erlebnissen.

Es scheint notwendig, den Blick auf Hintergründiges zu lenken, die Aggressivität der Fans im Kontext eines subkulturellen Wertgefüges innerhalb der Fanszene zu sehen und hierbei auch das Spannungsgefüge Öffentlichkeit, Fußballsport, Massenmedien, Polizei und Verein, in dem die Fans sich befinden, miteinzubeziehen. Gerade die einseitige Heraushebung des gewalttätigen Aspekts würde den Blick hierauf versperren und den bereits genannten Tendenzen der Stigmatisierung und Kriminalisierung Vorschub leisten.

I. Zur Definition von Fußballfans

Fußballfans sind nach einer Definition von H. Friebe „sportlich besonders interessierte Zuschauer, die sich durch ein hohes Maß prinzipiell nicht auswechselbarer Vereinstreue, verbunden mit einer überdurchschnittlichen Begeisterungsfähigkeit, von den distanzierten Besuchergruppen unterscheiden“¹⁾. In der Regel können die Fans unterschiedlichsten Altersstufen und verschiedensten Sozialschichten entstammen.

Im Rahmen dieses Aufsatzes wird eine Beschränkung auf jugendliche Fans vorgenommen, die sich vor allem in der Fußballbundes-

liga akustisch, optisch und durch bestimmte Aufenthaltsorte im Stadion von den übrigen Zuschauern unterscheiden.

Als Fanblock im Stadion stellen sie keine homogene Masse dar, sondern sind unterteilt in unterschiedlich „agierende“ Kleingruppen. Sie haben sich in der Regel zu Fanclubs zusammengeschlossen, die so bezeichnende Namen wie „Die Wölfe“, „Die Adler“, „Green Army“, „Die Treuen“ oder „Südkurve“ tragen.

Entsprechend dem inneren Zusammenhalt, der Bindung an den Verein sowie den Aktivitäten und dem Grad des Auffallens im und um das Stadion herum reicht das Spektrum von sogenannten „ordentlichen“ bis hin zu (auch derart betitelten) „wildem“ Fanclubs.

¹⁾ H. Friebe u. a., Selbstorganisierte Jugendgruppen, Opladen 1979, S. 45.

1. Anzahl, Altersspektrum und biographische Daten

Die Gesamtzahl der Fans wie auch der Fanclubs ist schwer zu schätzen. Bezogen auf die beiden Bundesligen dürfte die Zahl der Fans bei (mindestens) einhunderttausend liegen.

Die Mitgliederzahlen der einzelnen Fanclubs bewegen sich dabei zumeist zwischen zehn und einhundert. Genaue Angaben können selten gemacht werden, denn mitunter sind die Mitgliederzahlen den Clubs (vermutlich aus Gründen hoher Fluktuation) selbst nicht bekannt.

Ähnliches gilt für das Altersspektrum der Fans, das sich nur grob umschreiben läßt. In der Regel sind die Fans zwischen zwölf und fünfundzwanzig Jahre alt, worin die Altersgruppe zwischen vierzehn und zwanzig offenbar überwiegt.

Die Mitglieder der Fanclubs sind in der Mehrheit männlichen Geschlechts, wobei eine Untersuchung einen Anteil von 92%²⁾, eine andere³⁾ einen von 85% feststellt.

Hinsichtlich ihres schulischen Abschlusses und der beruflichen Qualifikation scheinen bei Fanclubmitgliedern im Vergleich zum „Durchschnittsjugendlichen“ keine signifikanten Unterschiede zu bestehen. Mehrere Untersuchungsergebnisse stimmen in dieser Hinsicht in etwa überein⁴⁾. U. Pramann etwa führt eine Analyse an, wonach nur jedes sechste von ihm angetroffene Fanclubmitglied ohne Schulabschluß gewesen sei, die Zahl der Arbeitslosen habe bei 10% gelegen⁵⁾. Nach einer anderen Untersuchung besteht „eine zunehmende Beliebtheit der Fan-Kultur bei Ju-

gendlichen der unteren und mittleren Mittelschicht“⁶⁾.

2. Zeitlicher und finanzieller Aufwand

Die Fans wenden für ihr Hobby meist beträchtliche Zeit auf. Der Besuch von Heimspielen ihres Vereins ist obligatorisch, die Fahrt zu Auswärtsbegegnungen meist ein besonderer Treuebeweis zur Mannschaft⁷⁾. Entsprechend einer Untersuchung aus dem Jahre 1980 besuchten etwa 75% aller Mitglieder von Fanclubs die Hälfte aller Heimspiele, über 50% aller Mitglieder waren bei jedem zweiten Auswärtsspiel zugegen⁸⁾.

Besonders zeitaufwendig und kostspielig wird es für die Fans, wenn die Bundesligaspiele während der Woche ausgetragen werden⁹⁾ und/oder die favorisierte Mannschaft außerdem noch an einem europäischen Pokalwettbewerb beteiligt ist. Mitunter bedeutet dies, insbesondere bei Auswärtsfahrten, außer hohen Unkosten noch den Verzicht auf einen Arbeits- bzw. Schultag.

Neben der Teilnahme an den Heim- und Auswärtsspielen sowie deren „Rahmenprogramm“ belasten die unentbehrlichen Fan-Utensilien, insbesondere die mit Emblemen und Aufnähern übersäten Westen, den finanziellen Haushalt der Fans. Mitunter werden bei dem Verkauf bzw. Kauf dieser Utensilien sogar dreistellige Summen erzielt.

Insgesamt setzt man die durchschnittlich einem Fan entstehenden finanziellen Unkosten bei monatlich 150,— DM bis 200,— DM an¹⁰⁾. Eigene Beobachtungen speziell des „harten Kerns“ der Fans deuten auf einen wesentlich höheren Betrag hin.

II. Handlungsfelder, Reaktionen und Wechselwirkungen

Für Fußballfans stellen vor allem die Spielbesuche die maßgeblichen Handlungsfelder dar. Dem stehen zwar innerhalb der Woche noch eine ganze Reihe anderer Aktivitäten außerhalb der Stadien gegenüber, doch sind die Besuche der Heim- und Auswärtsspiele mit dem dazugehörigen Begleitprogramm die primär inhalts- und erlebnisreichsten Betätigungsfelder.

1. Regeln, Symbole und Rituale

Als Treffpunkte vor den Spielen dienen den Fans in der Regel in Stadionnähe gelegene Orte wie Kneipen, Imbißbuden, Würstchenbuden etc. Überschwengliche Begrüßungsze-

²⁾ H. U. Hermann, Die Fußballfans, Schorndorf 1977, S. 15f.

³⁾ U. Pramann, Das bißchen Freiheit — Die fremde Welt der Fußballfans, Hamburg 1980, S. 57.

⁴⁾ Vgl. H. U. Hermann, a.a.O. (Anm. 2), S. 18; H. Friebel, Krieg der Fans, in: betrifft erziehung, 13 (1980) 7/8, S. 46.

⁵⁾ Vgl. U. Pramann, a.a.O. (Anm. 3), S. 57f.

⁶⁾ K. Weis u. a., Zuschauerausschreitungen und das Bild vom Fußballfan, in: G. Pilz u. a., Sport und Gewalt, Schorndorf 1982, S. 92.

⁷⁾ Vgl. H. Friebel, Fußballfans — Erfahrungswelt und Lebenswelt einer ungeliebten Jugendkultur, in: deutsche jugend, 27 (1981) 8, S. 367.

⁸⁾ Vgl. H. Friebel, a.a.O. (Anm. 4), S. 42.

⁹⁾ Vgl. H. Heitmann, Rebellion in den Stadien. Zum Phänomen jugendlicher Fußballfans, unveröffentlichte Diplomarbeit an der FU Berlin, Berlin 1983, S. 141ff.

¹⁰⁾ Vgl. H. Friebel u. a., a.a.O. (Anm. 1), S. 42.

nen kennzeichnen häufig das Bild des Zusammentreffens mit Gleichgesinnten.

Von den „normalen“ Zuschauern sind sie schon von weitem durch ihr Äußeres deutlich zu unterscheiden. Mit ihren Trikots, Mützen, Schals und Jacken, sind sie kaum zu übersehen. Der Phantasie und dem Erfindungsreichtum sind offensichtlich keine Grenzen gesetzt. Vereinzelt schminkt man sich auch schon mal das Gesicht oder färbt sich die Haare in den Vereinsfarben. Erlaubt ist alles, soweit eine gewisse Uniformität unter den Fans gewahrt, das heißt die Mannschaft als Identifikationssymbol erkennbar bleibt und die eigene „Kostümierung“ die betreffende Person nicht zu sehr in die Nähe eines Clowns rückt.

Besonders auffallend sind immer wieder die über und über mit Stickern und Vereinswappen des eigenen Fanclubs, des Stammvereines und befreundeter Fanclubs übersäten „Fan-Westen“. Auch Aufnäher, die auf verhasste Vereine hinweisen und dies auch bildhaft für alle Außenstehenden kenntlich machen, finden sich häufig. Die Fans versorgen sich mit solchen Accessoires in der Regel aus den mitunter von den Vereinen selbst unterhaltenen Fan-Artikel-Läden sowie bei den „fliegenden Händlern“ vor den Stadionsportalen. Bei dem Wunsch nach seltenen Exemplaren wird bisweilen schon mal eigenständig eine kleinere Serie in Auftrag gegeben, oder man versucht sich selbst mit der Herstellung in der heimischen Wohnung¹¹⁾.

Eine halbe bis ganze Stunde vor Spielbeginn finden sich die Fans im Stadion vor den Eingängen zum Fan-Block ein. Sobald eine bestimmte Anzahl von Fans zusammensteht, ertönen die ersten Gesänge. Ihr Ziel ist der Verweis auf das „Territorium“, die Stärkung der Gemeinschaft und die Provokation und Verhöhnung der gegnerischen Fans. Die dabei manchmal auf die Melodie von alten Schlagern und Volksliedern erdachten Texte erscheinen dem Normalbesucher derb bis brutal und beinhalten mitunter — offensichtlich

¹¹⁾ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch eine Tendenz, die sich speziell in den Bundesligagroßstädten abzuzeichnen beginnt. Gemeint ist die in jüngster Zeit zu beobachtende (regional unterschiedliche) Veränderung von Kleidungsformen, Symbolen und auch Verhaltensweisen, die die Szene der Fußballfans u. a. durch den — hier allerdings nicht weiter zu hinterfragenden — Einbruch bzw. die Vermischung mit Stilformen und Gehabe anderer Jugendsubkulturen („Skinheads“ und „Punks“) erfährt. Es darf deshalb nicht verwundern, wenn in den Fankurven mittlerweile auch kahlgeschorene Häupter, breite Hosenträger, schwere Stiefel, olivgrüne Wind- und schwarze Lederjacken ins Blickfeld geraten.

mit zunehmender Tendenz — sogar Parolen, die man eher neonazistischen Organisationen zuschreiben würde, die aber weniger politische Überzeugungen ausdrücken, sondern vielmehr eine extreme Form der Provokation darstellen. Provoziert und verspottet wird dabei, wie K. Weis ausführt, ohne Rücksicht auf Moral oder politische Verflechtungen des einzelnen¹²⁾. Die territorialen Machtansprüche im heimischen Stadion — verdeutlicht durch das offensichtlich überall gleich klingende „Hier regiert der ...“ werden optisch untermauert durch Fahnen und die bereits erwähnte Fankleidung.

Unterstützt wird die ganze Zeremonie durch ein von einem aufgeregten Hüpfen begleitetes Synchronklatschen mit hoherhobenen Händen. Außerdem werden, gut sichtbar für das übrige Publikum, Schals in den Vereinsfarben emporgehalten.

Mit Beginn des Spieles entwickeln sich die Aktionen der Fans primär abhängig von dem, was sich auf dem Spielfeld beobachten läßt. Ihre Gesänge scheinen die Ereignisse dort zu kommentieren¹³⁾.

Während der Pausen kommt es zu den schon fast verbindlichen Zusammentreffen mit den gegnerischen Fans. Sollten diese einmal fehlen, treten „harmlose, spielerische Raufereien“ auf, oder es wird nach neuen Gegnern Ausschau gehalten¹⁴⁾.

Zumeist aber sind die gegnerischen Fans zugegen, und die „Kampfesrituale“ finden ihre Fortsetzung in hautnahen Aufeinandertreffen¹⁵⁾, deren Schauplätze in der Regel die Gehwege hinter den Zuschauerrängen sind.

Meistens stehen sich die rivalisierenden Fans — durch eine von Polizeikräften und Ordnersonal gebildete Pufferzone getrennt — drohend gegenüber und versuchen, sich durch lautstarke Schlachtrufe und Originalität in den Texten gegenseitig zu übertrumpfen. Dabei kommt es, wenngleich nur gelegentlich, auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, wobei diejenigen, die dafür Verantwortung tragen, darauf achten, in der Anonymität zu bleiben. Doch wird meistens das Ritual gegenseitiger Drohung und Provokation eingehalten, und die Fans scheinen ein Gespür für die Grenzen von Regeln zu besitzen.

¹²⁾ Vgl. K. Weis, Gewalt im Stadion, in: T. Kutsch/W. Wiswede (Hrsg.), Sport und Gesellschaft, Königstein 1981, S. 192.

¹³⁾ Vgl. H. Heitmann, a.a.O. (Anm. 9), S. 23f. und 146.

¹⁴⁾ N. Göbbel/M. Knaust/L. Linnemann u. a., Unveröffentlichter Zwischenbericht des Bremer Fan-Projekts, Bremen 1982, S. 5.

¹⁵⁾ Vgl. H. Heitmann, a.a.O. (Anm. 9), S. 24.

zen, die ohne größere Verletzungsgefahr für beide Gruppen das Aufeinandertreffen symbolisch zu verarbeiten versuchen¹⁶⁾.

Das während der Spielpausen durchweg zahlreich anwesende Aufgebot an Polizeikräften trägt zudem mit seinen Teil dazu bei, die Fans vor Übergriffen und Gewalttätigkeiten zurückschrecken zu lassen. Gegen Ende der Pause marschieren in der Regel fast alle auf ihre alten Plätze zurück, und hinter den Rängen kehrt zunächst Ruhe ein.

Mit dem Wiederanpfeif des Spieles versuchen Fans auch durch Überklettern des Absperrgitters und einen sich daran anschließenden Sprint über das Spielfeld oder das Eindringen in den Block des gegnerischen Anhangs, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken und/oder sich die Anerkennung ihrer „Mitreiter“ zu verdienen. Gelingt ihnen die Überwindung der Hindernisse, dann müssen sie außerdem versuchen, unbeschadet den Aufenthalt im gegnerischen Block — der mitunter gekrönt wird von einem kurzen, aber lautstarken Verweis auf die eigene Präsenz an diesem Ort oder den Versuch, eines der gegnerischen Fanutensilien wie Schal, Trikot oder gar Fahne an sich zu reißen — zu überstehen.

Nach Abpfeif des Spiels ist das Fußballereignis für die Fans meist noch nicht beendet, im Gegenteil. Zwar wird das Spielfeld nicht mehr gestürmt — das bleibt den „Großereignissen“ wie Meisterschafts- oder Aufstiegsfeiern vorbehalten — doch widmen sich die Aktivitäten eines Teiles der heimischen Fans in der Regel erneut dem jetzt abziehenden gegnerischen Anhang. Dabei ist als ständiges Muster die „Begleitung“ der gegnerischen Fans auf ihrem Rückweg zum Bus-Standplatz oder zum Bahnhof zu beobachten. In der Folge kann es schon zu heftigeren Auseinandersetzungen kommen, wobei — offensichtlich aufgrund eines Gewohnheitsrechts unter Fans — u. a. wieder versucht wird, gegnerischer Fanutensilien habhaft zu werden. „Beutegüter“ dieser Art sind deshalb besonders begehrt, weil sie Statuserhöhung in den eigenen Anhängerreihen versprechen und auf besondere (identitätsstützende) Erlebnisse in der eigenen Lebensgeschichte verweisen, die in späteren Erzählungen meist noch entsprechend „ausgeschmückt“ werden¹⁷⁾.

2. Rollen

Der Fanblock existiert nicht als homogene Gruppe, sondern unterteilt sich in unter-

¹⁶⁾ Vgl. K. Weis, a.a.O. (Anm. 12), S. 189.

¹⁷⁾ Vgl. H. Heitmann, a.a.O. (Anm. 9), S. 29f. und K. Weis u. a., a.a.O. (Anm. 6), S. 86.

schiedlich aktive Kleingruppen. So nimmt etwa H. U. Hermann eine Unterteilung in „hochaktive Fangruppen, die sich aus Hauptakteuren rekrutieren und die gewissermaßen die Brennpunkte oder Kristallisationszentren des Geschehens ausmachen“ und in „weniger engagierte Gruppen, die Mitläufer und Gaffer vereinen und damit peripheren Charakter besitzen“ vor¹⁸⁾. Die erstgenannte Gruppe wirkt aufgrund ihres Handelns in besonderem Maße als Vorbild für Neuzugänge und den Nachwuchs. Presse und Fernsehen haben dabei als Informationsübermittler insofern besondere Bedeutung, als sie einigen Fangruppen mit ihren Schlagzeilen und Photos in den Wochenend- und Montagsausgaben zu zweifelhaftem Ruhm verhelfen und dadurch die Aufmerksamkeit des jüngeren Publikums im Stadion erst auf diese lenken.

Auffallende Beachtung innerhalb dieser Gruppen finden diejenigen, die in der Gemeinschaft jeweils die Rolle der „Führerfigur“ auszufüllen scheinen. In der Regel ist dafür eine große Körperkraft und häufig bewiesener Mut Voraussetzung. Ihr Verhalten, das von maskulinen Normen wie „Härte, Mut und Verlässlichkeit“¹⁹⁾ geprägt ist, hat Signalwirkung für andere. Über sie „läuft zum großen Teil die Vermittlung von Verhaltensregeln wie z. B. keine Angriffe auf ‚normale‘ Zuschauer, Kinder und Mädchen“²⁰⁾, auch wenn diese nicht generell vor Übergriffen geschützt sind.

3. Binnenstruktur und Organisation der Fanclubs²¹⁾

Die Fans gehören in der Regel sogenannten Fanclubs an, deren formaler Organisationsaufbau zu dem des Stammvereines kaum Unterschiede aufweist. Meistens gibt es einen Präsidenten, einen Kassenwart, einen Schriftführer, für bestimmte Tätigkeitsfelder wie der Organisation von Auswärtsfahrten zuständige Ausschüsse und natürlich auch eine Satzung, die die Mitglieder der Clubs häufig in kurzen und prägnanten Sätzen über ihre Rechte und Pflichten belehrt. Zuweilen finden sich darunter auch Bestimmungen, die auf die Häufigkeit der Teilnahme an Spielbesuchen Einfluß zu gewinnen und/oder das äußere Erscheinungsbild der Fans bei Auftritten im Stadion

¹⁸⁾ H. U. Hermann, a.a.O. (Anm. 2), S. 30.

¹⁹⁾ H. Gabler u. a., Zuschaueraggressionen — Eine Feldstudie über Fußballfans, in: G. Pilz u. a., a.a.O. (Anm. 6), S. 49.

²⁰⁾ N. Göbbel/M. Knaust/L. Linnemann u. a., a.a.O. (Anm. 14), S. 17.

²¹⁾ Sogenannte „wilde“ Fanclubs werden in diesem Punkt nur in Ansätzen erfaßt. Über sie ist bisher nur wenig bekannt.

festzuschreiben versuchen. Auffällig ist außerdem noch, daß häufig — vermutlich als Folge öffentlichen Drucks — durch Satzungsregeln dazu angehalten wird, dem offiziell „erwarteten“ Bild eines „ordentlichen“ und „disziplinierten“ Fanclub gerecht zu werden²²⁾.

Bei einigen Vereinen hat sich ein Teil der Fanclubs jeweils zu Dachverbänden bzw. Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen²³⁾. Ihre Funktion besteht in erster Linie darin, als Interessenvertretung der Clubs deren Anliegen öffentlichkeitswirksam(er) zu vertreten, die Fans zu gewaltlosem Verhalten anzuhalten (s. o.) und den Kontakt zu den Stammvereinen organisatorisch zu erleichtern. Andere Vereine haben von sich aus die Initiative ergriffen und zu bestimmten Fanclubs offizielle Kontakte hergestellt. Das Ziel solcher Vorgehensweisen besteht darin, die „gewalttätigen“ Fans und die „unberechenbaren“ und dem Verein Schaden zufügenden Clubs auszusondern, sprich die Spreu vom Weizen zu trennen. Damit sät man allerdings Neid und Mißgunst zwischen den einzelnen Clubs und fordert mitunter die ausgesondernten Fans zu noch aggressiverem Verhalten heraus²⁴⁾.

4. Auswärtsfahrten

Auswärtsfahrten gelten als besonderer Treuebeweis zum Verein und bieten zudem die Möglichkeit für besondere und erzählenswerte Erlebnisse.

Auffallendes Merkmal bei der Teilnahme an den Auswärtsfahrten ist die mitunter von den Fans eigenständig vorgenommene Binnendifferenzierung der eigenen Fangemeinde in Zug- und Busreisende²⁵⁾. Während die letztgenannten das von ihnen benutzte Verkehrsmittel in der Regel erst vor den Stadiontoren zu verlassen brauchen, steht den Benutzern der Bundesbahn am Ankunftsort meist noch ein „heißer Empfang“ durch die gegnerischen Fans bevor. Entsprechend betrachten die Zugreisenden gegenüber den Busbenutzern ihr Tun als Beweis von Mut und besonderer Unerschrockenheit.

In den meisten Fällen schließt sich dem „Empfang“ auf dem Bahnhof ein längerer, nicht ungefährlicher Anmarsch zum Stadion des gastgebenden Vereins an. Die Polizei stellt den angereisten Fans dazu häufig einen „Begleitschutz“, im Fachjargon „Klettenprinzip“ ge-

nannt²⁶⁾. Im Anschluß an das Spiel, d. h. auf dem Rückmarsch, bietet sich, vorausgesetzt der auswärtige Anhang ist in genügender Anzahl erschienen und die beiden Anhängergruppen stehen in „Rivalität“ zueinander, ein ähnliches Bild. Die Auseinandersetzungen können noch dadurch provoziert werden, daß das Spiel selbst und das Geschehen im Stadion Aufregung, Spannung und Erlebnisse vermissen ließen, die Fans beider Vereine in besonderem Maße miteinander „verfeindet“ sind und/oder die gastgebende Mannschaft das Spiel verloren hat. In solchen Fällen muß damit gerechnet werden, daß der (möglicherweise jubelnd) zum Bahnhof marschierende gegnerische Anhang — insbesondere vereinzelt hinterherrottende Fans — zur Zielscheibe von Angriffen heimischer Fans wird. Speziell bei Niederlagen ihres Stammvereins besteht auch die Gefahr, daß die angereiste Anhängerschaft — zahlenmäßig unterlegen und fremd in der Stadt — verstärkt mit Zerstörungen und Beschädigungen in den Stadtzentren und öffentlichen Verkehrsmitteln reagiert.

5. Alkohol

Alkohol spielt beim Zusammensein von Fußballfans eine besondere Rolle.

Mit steigendem Alkoholpegel erhöht sich durch dessen stimulierende und enthemmende Wirkung die Gefahr der Übergriffe und Gewalttätigkeiten unter den Fans. Insbesondere bei Polizei und Justiz wird die Ansicht vertreten, daß der Alkohol der eigentliche Auslöser für derartige Verhaltensweisen und Formen der Konfliktaustragung ist. Deshalb bemüht sich die Polizei, erkennbar stark alkoholisierte Fans schon auf ihren Anmarschwegen zu den Stadien und bei Kontrollen an den Eingangsporten zu arrestieren²⁷⁾. Zu einem generellen Alkoholverbot, wie es in England weitgehend der Fall ist, konnte sich in der Bundesrepublik bisher nur selten ein Verein durchringen, zu sehr schmerzen wohl die damit verbundenen finanziellen Einbußen. Inwieweit jedoch durch ein Alkoholverbot die Fans vom Genuß abgehalten werden können, ist andererseits allerdings mehr als fraglich. Möglicherweise würde sich dann der Alkoholkonsum vor die Stadiontore verlagern.

6. Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten

Unbestreitbar ist, daß es in letzter Zeit auch zu Gewalttätigkeiten zwischen den Fans und

²²⁾ Vgl. H. Friebe u. a., a. a. O. (Anm. 1), S. 93.

²³⁾ Vgl. H. Heitmann, a. a. O. (Anm. 9), S. 178.

²⁴⁾ Vgl. ebd., S. 51 ff.

²⁵⁾ Vgl. N. Göbbel/M. Knaust/L. Linnemann u. a., a. a. O. (Anm. 14), S. 12

²⁶⁾ Vgl. H. Heitmann, a. a. O. (Anm. 9), S. 38 und 39.

²⁷⁾ Vgl. ebd., S. 166.

damit in Zusammenhang stehenden Zerstörungen in den öffentlichen Verkehrsmitteln etc. kommt. Vorherzusehen sind solche Auseinandersetzungen z. B. beim Aufeinandertreffen von Anhängerscharen mit langjähriger Feindschaft. Diese mag sich möglicherweise vor vielen Jahren einmal an einem kleinen Vorfall entzündet haben, doch ist dieser deshalb noch lange nicht in Vergessenheit geraten.

Weitere Gründe für besondere Rivalitäten zwischen den Anhängergemeinden sind in der historischen Entwicklung des Fußballsports zu finden. So haben einerseits offenbar bereits aus der Vorkriegszeit bekannte Resentiments und offene Anfeindungen zwischen einzelnen Vereinen ihre Übertragung auf die heutigen Anhängerschaften gefunden (wie z. B. bei einigen im Ruhrgebiet beheimateten Vereinen). Andererseits stehen als tiefere Beweggründe für die heftige Konkurrenz zweier Anhängergemeinden frühere Klassengegensätze, die sich ehemals in der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Verein widerspiegelten und bis heute den Fans im Bewußtsein verhaftet geblieben zu sein scheinen, obwohl der Verein, die Mannschaft und die Spieler schon lange nicht mehr als Sinnbild für eine bestimmte Klassenzugehörigkeit stehen. Immer noch haben sogenannte „Lokalderbys“ zwischen Vereinen, deren Spieler und Anhänger sich einst aus unterschiedlichen Sozialschichten rekrutierten ihre besonderen Reize.

Zu ernsthaften Verletzungen kommt es während dieser Auseinandersetzungen, soweit sie sich auf das Areal des Stadions beschränken, fast nie. Diese sind eher vor den Stadiontoren, auf den An- und Abfahrtswegen und in den Stadtzentren zu verzeichnen, wohin sich, — in der Tat ein Phänomen gerade der letzten Jahre —, die Auseinandersetzungen zunehmend zu verlagern scheinen²⁸⁾. Die dort begangenen Gewalttaten sind ungleich schwerer und nicht mehr so leicht zu kontrollieren. Außerdem entfernen sich die Fans (und ihre Aktivitäten) damit von den Stadien, die ihren Ritualen erst einen Sinn gegeben haben. Diese Entwicklung ist vermutlich eine Folge der verstärkten Kontrollen im Stadion, sowie einer Vermischung der Fan-Kultur mit anderen jugendlichen Subkulturen und Stilen (z. B. jugendliche Skin-Heads). Parallel dazu beginnen die Regeln und Rituale sich zu verselbständigen und dadurch scheinbar sinnlose Zerstörungs- und Gewaltakte herauszufordern.

Als Nebenfolge tritt eine allgemeine Verunsicherung unter den Fans auf, da die ihnen bekannten Formen ritualisierter Auseinandersetzung, die ihnen ansonsten ein gehöriges Maß von Sicherheit vermitteln und Konflikte größeren Ausmaßes verhindern helfen, außerhalb des Stadions aufgrund fehlender Übersichtlichkeit der Situation und der Örtlichkeiten rapide an Bedeutung verlieren²⁹⁾. Das Resultat ist oftmals u. a. (aus Angst vor möglichen Überfällen) ein Verzicht auf die „Fan-Kluft“ und/oder eine zunehmende Bewaffnung³⁰⁾.

7. Rolle der Polizei

Zum ständigen Bild gehören bei Bundesliga-begegnungen die Polizeikontingente in den Stadien. Ihre Aufgaben und Ziele bestehen im Personen- und Objektschutz, der Unterstützung von Ordnern bei der Durchführung ihrer Tätigkeit und der Verhinderung von Tumulten und Krawallen bzw. der Aufdeckung von in diesem Zusammenhang möglicherweise begangenen Straftaten. Aus diesem Grunde werden meistens schon im Vorfeld Stadion, An- und Abfahrtswege sowie bestimmte neuralgische Orte wie Bahnhof und bekannte Treffpunkte von Fußballfans oftmals unter Zuhilfenahme von Kameras und Videoaufzeichnungsgeräten überwacht. Die eingesetzte Anzahl von Polizeibeamten bewegt sich meist zwischen ca. 50 und 500 Personen, sie ist abhängig von der Attraktivität des Spieles, der zu erwartenden Zuschauerkulisse (speziell der sich darunter befindenden Fans) und der Größe des Stadions.

Oft sind die im Stadion eingesetzten Beamten uniformiert und treten in „Gruppenstärke“ auf, so daß ihnen ein wirkungsvolles Eingreifen bei „gegebenen Anlässen“ auch möglich erscheint. Parallel dazu werden häufig auch Zivilbeamte eingesetzt.

Auf das Verhalten der Polizei reagieren die Fans recht zwiespältig. Einerseits können sie dem oftmals autoritären Verhaltensstil und dem „harten Durchgreifen“ der Polizei, das gerade ihrer eigenen maskulinen Normenwelt entspricht und in gewissem Sinne gar als „Lernmilieu“ für sie fungiert, ihre Anerkennung nicht verhehlen. Andererseits sind sie aber eben oft selbst die Zielscheibe solcher Polizeieinsätze. Die Folge davon sind zwar mitunter Beschwerden über das Durchgreifen der Polizei, doch nur selten Anzeigen gegen Polizeibeamte. Ebenso wie man den gegner-

²⁸⁾ Vgl. N. Göbbel/M. Knaust/L. Linnemann u. a., a. a. O. (Anm. 14), S. 17f.

³⁰⁾ Vgl. ebd.

²⁸⁾ Vgl. ebd., S. 157f. und 171ff.

schen Fans eine „rabiata(re) Gangart“ und die Anwendung von körperlicher Gewalt zugesteht, scheint man solch ein Verhalten offensichtlich auch von den Polizeibediensteten zu erwarten.

In gewisser Hinsicht werden sie dadurch von den Fans in ihr „Geflecht von Spiel, Wettkampf und Erlebnis“ einbezogen und sind mitunter selbst „Mitspieler und Adressat“³¹⁾ der von den Fans initiierten Aktionen. Dementsprechend können sie somit auch zur Zielscheibe der von den Fans mit provokativer, verspottender und Aufsehen erregender Absicht inszenierten Handlungen werden.

8. Friedliche Zusammentreffen von Fanclubs

Berührungspunkte bzw. Zusammentreffen von Fanclubs ergeben sich nicht nur bei den allwöchentlichen Bundesligabegegnungen, sondern auch durch die Teilnahme an Fanclubturnieren oder Fanclubmeisterschaften. Diese finden allerdings in nur unregelmäßigen Abständen und mit unterschiedlich großer Teilnehmerzahl statt.

Neben den sportlichen Wettkämpfen sollen diese Zusammenkünfte bzw. das kontrollierte Aufeinandertreffen der rivalisierenden Clubs vor allem die Möglichkeit bieten, Streitigkeiten beizulegen, neue Kontakte zu knüpfen und den Grundstein für eine „friedliche Koexistenz“ zu legen.

Mittlerweile existieren zwischen einigen Fanclubs — zum Teil sogar über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus — freundschaftliche Beziehungen, die jedoch hinsichtlich Intensität und Ausprägung erheblich voneinander differieren. Während die einen sich zu friedlichen Gesprächen und zum Austausch von Emblemen und Wimpeln treffen, veranstalten andere Fanclubs mit ihren vermeintlichen „Gegnern“ Freundschaftsspiele oder arrangieren sogar ihnen zu Ehren Feste. Dabei stellen sie ihren „Gästen“ kostenfrei Schlafplätze zur Verfügung, ein zudem nicht unwichtiger Faktor auch bei dem Besuch von Auswärtsbegegnungen.

9. Beziehungen und Kontakte zum Stammverein

Das Interesse der Fans an ihrem Bezugsobjekt, dem Verein, bzw. die Suche nach Nähe zur Mannschaft und deren Idolen ist verständlicherweise in der Regel groß. Höhe-

punkte sind in diesem Zusammenhang immer wieder die Zusammentreffen mit den Spielern und dem Trainer.

Mitunter gehen die Wünsche und Forderungen der Fans über diese Form der Kontaktpflege hinaus, und man versucht (z. B. durch Sprechchöre und persönliche Bitten) Einfluß auf vereinsinterne Regelungen und Beschlüsse wie z. B. Spielerkauf, Trainerwahl oder Mannschaftsaufstellung zu gewinnen. Dies mag zwar völlig unreal erscheinen und ist eigentlich auch immer erfolglos, aber es ist insofern verständlich, als die Fans sich durchaus als gewichtiger Unterstützungsfaktor ihrer Mannschaft begreifen, zumal finanziell oder sportlich in Nöte geratene Vereine durch eindringliche Appelle an den „langjährigen“ Anhang sie in dieser Einschätzung bestärken.

Eine mitunter erfolgversprechendere Form, sich bei der Vereinsführung Gehör zu verschaffen, ist die des bereits erwähnten Zusammenschlusses in „Arbeitsgemeinschaften“ oder „Dachverbänden“. Nicht alle diese Zusammenschlüsse erfreuen sich dabei jedoch eines guten Kontaktes zur Vereinsführung. Nur allzu häufig ist ihre Bedeutung und ihr Wirkungsfeld durch die Begrenztheit der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel und durch den Umstand, daß nur ein Teil der Clubs sich zu einem solchen Zusammenschluß bereit erklären, eingeschränkt. Letzteres ist möglicherweise darauf zurückzuführen, daß viele Fanclubs einen derartigen Organisationsapparat für nicht transparent genug halten und dahinter eine nicht ihrem Interesse entsprechende Einflußnahme auf das Tun ihres Clubs vermuten. Dies nicht ohne Grund, denn oftmals fungieren diese Verbände nicht nur als Interessenvertretung, sondern wirken vermutlich als Folge des öffentlichen Drucks kontrollierend und disziplinierend auf den ihnen unterstellten Anhang zurück.

Zwar liegt dies durchaus auch im Interesse der jeweiligen Stammvereine, doch hat es diese zu einer engen Zusammenarbeit mit den Dachverbänden bisher meist nicht motivieren können.

Die Fans sind heutzutage, da sich die Vereine eher mit dem Besuch von Persönlichkeiten aus Politik, Film und Fernsehen etc. schmücken, und die Idole sich mit ihren sechs- bis siebenstelligen Jahreseinkommen in höchste Sozialschichten emporgehievt haben, offensichtlich auch kaum noch relevante Gesprächspartner. Zudem gelten in den Augen der Vereinsmanagements die Ausschreitungen in Zusammenhang mit Fußballfans als das

³¹⁾ K. Weis, Gewalt und Sport, in: Die Polizei, (1979) 9, S. 294.

den Bundesligafußball am meisten belastende Übel. Tunlichst ist man deshalb darauf bedacht, die Eigenständigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Fanclubs zu betonen, um sich gegenüber der Öffentlichkeit jeglicher moralischer wie auch juristischer Verantwortung zu entziehen. Meistens zeigt der Verein nur Desinteresse an seinen Fans, zu Kontakten kommt es häufig nur dann, wenn die wenig publikumswirksamen Fußballkrawalle eingedämmt werden sollen. Dabei werden in der Regel Wege beschritten, die auf bauliche Veränderungen im Stadion abzielen, wie z. B. die Errichtung eines Sperrzaunes oder einer käfigähnlichen Umzäunung für den Fan-Block, und der „Ausgrenzung“ weiter Teile des Anhangs dienen. Zur Eindämmung von Krawallen soll auch eine Erhöhung der Zahl der anwesenden Polizisten und Ordner oder gar die Durchführung eigener vereinsinterner „polizeitaktischer Maßnahmen“ beitragen³²⁾.

Eine Folge davon scheint zu sein — jüngste Ereignisse sprechen dafür —, daß Haß und Mißgunst unter den Fans zunehmen und viele sich gezwungen sehen, sich ihr „Erlebnis“ in vor den Stadioneingängen gelegenen und vermutlich weniger zugänglichen sozialen Räumen zu verschaffen. In der weiteren Konsequenz kommt das sowohl einer Verschärfung als auch einer Verlagerung des Problems gleich (zunehmende Militanz, politische Brisanz in Form neonazistischer Einflüsse), doch dürfte dies die Vereine weniger berühren, denn deren Verantwortlichkeit endet an den Stadioneingängen.

10. Die Rolle der Massenmedien

Kaum eine andere Institution beeinflußt und prägt so nachhaltig das Bild von Fußballfans wie die Medien. Dabei geriet kaum eine andere und so zahlenmäßig starke Gruppierung Jugendlicher mit skandalträchtigen und in den Bereich der Kriminalität rückenden Schlagzeilen derart in Verruf und wurde in eine gesellschaftliche Außenseiterposition gedrückt wie die der jugendlichen Fans.

Stigmatisierende Pauschalurteilungen bestimmen auch heute noch regelmäßig das Bild der Massenmedien zum Thema Fußballfans. Ausgewogene und das Phänomen „Fußballkrawalle und -vandalismus“ von einer anderen Seite beleuchtende Berichterstattungen und Kommentare sind dagegen (immer noch) eine Rarität in bundesdeutschen Medien.

Bei entsprechenden Vorfällen wird kaum einmal eine genaue Situationsbeschreibung geleistet oder auf auslösende Momente — die durchaus auch im Zusammenhang mit dem Vorgehen der Polizei oder dem Tun der Ordner stehen können — verwiesen. Fast immer bleiben die Fans unbefragt bzw. ihre Antworten finden nur dann Einlaß in die Berichterstattung, wenn es den vorgefaßten Urteilen der Berichtersteller entspricht. Nur selten wird dabei zwischen den Fans differenziert. Mitunter sogar ersparen sich die Journalisten die Mühe eigener Berichterstattung und lancieren mit kleinen Abänderungen, jedoch ohne sie als solche kenntlich zu machen, die Pressemitteilungen der Polizei auf die Sportseiten der Montagsausgaben.

Bisweilen werden den Berichterstattungen noch einfache psychologische Erklärungsmodelle angeheftet, die jedoch meist weniger zur Erhellung des Phänomens beitragen, als eher noch den Fans als willkommenes Alibi dienen und deren Tun im Nachhinein, wie Kaminski beschreibt, die nötigen Rechtfertigungen liefern: „Wenn das Orientierungsinstrument naive Verhaltenstheorie so funktioniert, dann wird deutlich, daß sie zu einem sehr gefährlichen und raffinierten Kampfinstrument werden kann, welches Handlungen, die uns Affekte, Wünsche, Attitüden und Motive nahelegen, vorweg und im nachhinein auf perfide, unangreifbare Weise rechtfertigen hilft.“³³⁾ Über die Bandbreite sonstiger Aktivitäten der Fans oder Fanclubs (wie Fußballspiele, Clubabende, Ferienfahrten etc.) erfährt die Öffentlichkeit in der Regel wenig, während ein bestimmter von Aggressionen gekennzeichneter Ausschnitt aus dem Leben der Fans in offenkundiger Regelmäßigkeit in die Schlagzeilen gelangt.

Eine in dieser Form für die Montagsausgaben aufbereitete Sportberichterstattung verspricht steigende Umsatzzahlen. Sie ist gekennzeichnet durch den „verkaufsfördernden Drang zur Dramatisierung von Fußballspielen“ und die „Sucht nach Sensationen und Superlativen“³⁴⁾. Begegnungen werden zu „Jahrhundertspielen“ aufgewertet, andere zu „Schlagern der Saison“ erklärt, eher bewußt als unbewußt wird Stimmungsmache betrieben, werden zusätzliche Emotionen geschürt.

Diese besondere Art der Sportberichterstattung gibt Aufschluß über einen Vorgang, ge-

³²⁾ N. Göbbel/M. Knaust/L. Linnemann u. a., a.a.O. (Anm. 14), S. 49 und H. Heitmann, a.a.O. (Anm. 9), S. 53f.

³³⁾ Kaminski, zitiert nach H. Gabler u. a., a.a.O. (Anm. 19), S. 46.

³⁴⁾ Vollkammer, zitiert nach G. Pilz, Gewalt im Sport — Nur ein sportliches Problem? in: psychologie heute, 9 (1982) 6, S. 30.

nannt „Eigengesetzlichkeit der Massenkommunikation“³⁵⁾, der in diesem Zusammenhang möglicherweise der Gewalt in Verbindung mit Fußballspielen in nicht unerheblichem Maße Vorschub leistet. Gemeint ist damit das Phänomen des selektierenden Kommunikationssystems. Nicht das Normale, das Alltägliche fordert zur Berichterstattung heraus, sondern vielmehr die Ausnahmen, die verstärkt wahrgenommen und entsprechend „ins Bild“

gesetzt werden. Folglich sind die Massenmedien auch nicht neutral, sondern schaffen von sich aus eine „Wirklichkeit“, die dadurch, daß sie „gewalttätige Auseinandersetzungen durch erhöhte Aufmerksamkeit prämiert“³⁶⁾, gerade zu eben solchen Taten herausfordert, denn auch die Fans sind aufmerksame Leser ihrer „Publicity“ versprechenden „Kritik“ und legen vereinzelt sogar Mappen darüber an.

III. Forderungen und Maßnahmen

griffe sowie eine künstliche Überhöhung der Bedeutung von Spielen zu vermeiden³⁹⁾.

2. „Das Bremer Fan-Projekt“

Zu Beginn des Jahres 1982 wurde in Bremen von der dort beheimateten Sportjugend ein „Fan-Projekt“ ins Leben gerufen⁴⁰⁾.

Ziel dieses Vorhabens ist es, sich ein genaues Bild der Bremer Fanszene zu erarbeiten, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, den jugendspezifischen Wünschen und Bedürfnissen mit „alternativen“ Freizeitangeboten entgegenzukommen und Maßnahmen einzuleiten, die es ermöglichen, die Gewalttätigkeiten zwischen den Anhängerschaften zu verringern und einzudämmen.

a) Aktivitäten der Projektgruppe

Zur Herstellung und längerfristigen Gewährleistung eines Kontaktes zu den Fans wurden verschiedene Wege beschritten. Die wichtigsten hiervon waren wohl der Besuch der Spiele durch Mitglieder des Projektes und die Einrichtung eines sogenannten „Patenkonzepts“, d. h. die Aufteilung der Projektmitarbeiter auf die existierenden Fanclubs und die daraus sich entwickelnde Übernahme von „Vermittler- und Betreuungsaufgaben“. Dem zuzuordnen ist die ebenso vom Projekt initiierte „Fanclub-Vertreterversammlung“, deren Ziel es ist, Kontakte zu intensivieren und Unstimmigkeiten sowie Streitigkeiten zwischen den Clubs aus dem Wege zu räumen.

Außerdem wurde ein sogenannter „Arbeitskreis“ eingerichtet, dem Vertreter der Projektgruppe, der Polizei, des Jugendamtes, der Sportjugend und des Vereines angehören. In ihm wird der Versuch unternommen, einen Informationsaustausch einzuleiten und die Zusammenarbeit zu verbessern.

Im weiteren zählt es zu den Tätigkeiten des Projektes, kulturelle sowie bildungspolitische

1. Forderungen der Projektgruppe „Sport und Gewalt“

Die 1978 vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft eingerichtete Projektgruppe „Sport und Gewalt“ geht in ihrem 1982 veröffentlichten Abschlußbericht u. a. auf praktische Maßnahmen ein, die dazu geeignet erscheinen, Krawallen und aggressivem Fanverhalten entgegenzuwirken.

Neben der ausdrücklichen Forderung nach Einsatz von Sozialarbeitern in diesem Feld wird an die Vereine appelliert, ihre Kontakte zu den Fanclubs zu intensivieren. Für das Umfeld sowie den Innenraum des Stadions wird vorgeschlagen, alle Aggressionen bedingenden Reize zu vermindern und auf den Alkoholausschank zu verzichten. Durch die Schaffung von mehr Sitzplätzen in den einschlägig bekannten Kurven erhofft man sich, aggressivere Handlungen einschränken zu können³⁷⁾. Von den Fußballspielern wird erwartet, sich im besonderen Maße um faires Verhalten zu bemühen und aggressionssteigernde Verhaltensweisen zu unterlassen.

An die Polizei wird die Forderung gerichtet, die jeweiligen Anhängerschaften voneinander getrennt zu halten, sie unaufdringlich mit uniformierten Polizisten zu eskortieren und bei drohenden Auseinandersetzungen (neben den Sozialarbeitern) beschwichtigend auf die rivalisierenden Fangemeinden einzuwirken³⁸⁾.

Die verantwortlichen Redakteure und Journalisten aus Presse, Funk und Fernsehen werden schließlich dazu angehalten, sich im Zusammenhang mit Fußballspielen und Fußballfans Zurückhaltung aufzuerlegen und um objektive Darstellung zu bemühen, positive Fanaktivitäten zu betonen und aggressive Be-

³⁵⁾ R. Eckert, Jugendprotest, Bürgerinitiativen und Parteidemokratie, in: deutsche jugend, 30 (1982) 2, S. 71.

³⁶⁾ Vgl. ebd.

³⁷⁾ Vgl. G. Pilz u. a., a.a.O. (Anm. 6), S. 21.

³⁸⁾ Vgl. ebd., S. 20.

³⁹⁾ Vgl. ebd., S. 21.

⁴⁰⁾ Vgl. N. Göbbel/M. Knaust/M. Linnemann u. a., a.a.O. (Anm. 14).

Veranstaltungen (z. B. Fußballturniere und Diskussionsabende) zu organisieren und den Fans mit alternativen Freizeitangeboten zu begegnen.

Ein besonderes Interesse der Projektgruppe gilt der gezielten und direkten Intervention bei potentiellen Gewalttätigkeiten. Diese Arbeit konzentriert sich in der Regel notwendigerweise auf das Vorfeld der Spiele und verfolgt das Ziel, bestehende Feindschaften zwischen den Anhängerschaften wenn nicht einzudämmen, so doch zumindest zu verringern.

b) Einsichten und Forderungen des Projekts

Die vielleicht wichtigste Erkenntnis des Fan-Projekts besteht darin, daß die Fans und Fanclubs zunehmend unterschiedlich agieren und die traditionellen Rituale, Normen und Regeln mehr und mehr aufweichen und an Bedeutung verlieren. Dies zeigt sich z. B. in der zunehmenden Militanz, der Bewaffnung und dem Verzicht auf Fankleidung. Speziell der Fannachwuchs, für den das Fußballstadion offensichtlich besonders bedeutsam ist und der sich angesichts seiner pubertären Entwicklungsphase gerade für vorgelebte Verhaltensmuster empfänglich zeigt, erfährt diesbezügliche Verhaltensweisen und Formen der Gewaltanwendung, wie Bewaffnung, Polizeipräsenz und aggressives Vorgehen als

IV. Schlußbetrachtung

Für die Fans ist das „Fandasein“ offensichtlich ein Versuch, aktiv und in relativer Autonomie der im Lebensalltag erfahrenen Widersprüche, Deprivationen und Unsicherheiten entgegenzuwirken und innerhalb einer Bezugsgruppe sowie in einem öffentlichkeitswirksamen Feld Geborgenheit und Status zu erlangen. Das Stadion und das Umfeld markieren einen Fluchtpunkt aus einer tristen und bedrückenden Realität und sind so der Platz für das Ausprobieren einer Art von Leben, die der Öde, der Spannungsarmut und der vorgelebten Berufs- und Lebensperspektive der Eltern- und Erwachsenenwelt entgegensteht.

Dieses mag vielleicht einer Art irrationaler Wirklichkeitsflucht gleichkommen, doch angesichts wachsender Ghettoisierung und Ausgrenzung Jugendlicher aus der Erwachsenenwelt sowie der Erfahrung einer offensichtlich unabänderbaren Alltagsrealität erscheint vielen Jugendlichen das „Fandasein“ die einzige Möglichkeit zu sein, noch „Identität“ zu erlangen und zu erhalten.

Leider aber wird dies nur zu selten begriffen, scheint das auffällige Verhalten der Fans von den betroffenen Institutionen eher als eine

zugehörig zum Fanalltag und versucht, dem nachzueifern⁴¹⁾. Als Folgen dieser Entwicklung werden eskalierende Formen der Gewaltanwendung festgestellt.

Angesichts dieser Tendenz sind nach Auffassung der Projektgruppe alle betroffenen Institutionen aufgefordert, verstärkt zusammenzuarbeiten und auf die häufig zu beobachtende Praxis, sich gegenseitig den „Schwarzen Peter“ zuzuschieben⁴²⁾, zu verzichten.

Des weiteren sollte bereits im Vorfeld entsprechend (re)agiert werden, z. B. durch die Verhinderung von Diffamierung und durch Erweiterung des Spektrums für Formen der Selbstdarstellung. Außerdem sollte versucht werden, den Feindschaften zwischen den Fangemeinden durch von unvoreingenommenen Vermittlern geführte Verhandlungen entgegenzuwirken. Auch die Einrichtung einer Fußballfanclubliga könnte nach Ansicht der Bremer Projektgruppe diesem Zweck dienlich sein.

Wichtige Voraussetzung für ein Gelingen wäre allerdings die Initiierung und Durchführung ähnlich gearteter „Betreuungsmaßnahmen“ bzw. die Einrichtung entsprechender Stellen in anderen Städten sowie eine städteübergreifende Zusammenarbeit dieser Einrichtungen.

Folge jugendlichen „Überflußübermuts“ und als eine Art jugendspezifischer „Krawallst“ interpretiert zu werden. Als Konsequenz daraus folgt der wohlbekannte Ruf nach mehr Ruhe und Ordnung und damit nach restriktiven Maßnahmen, die das offensichtlich „schlechte“ und nicht in genügendem Maße „angepaßte“ und „disziplinierte“ Verhalten der Jugendlichen (wieder) in die „richtigen“ Bahnen lenken sollen.

Das mag vielleicht kurzfristig zu einer Verhinderung von Ausschreitungen und Eskalationen auf den Zuschauerrängen führen, doch längerfristig betrachtet deuten sich die Folgen bereits in Form zunehmender Gewalttätigkeiten außerhalb der Stadien und zunehmender Veränderung und Verselbständigung der bisher gültigen Regeln und Rituale an. Jüngste Ereignisse scheinen, wie schon angedeutet, zu bestätigen, daß Fans und Fangruppen in unzugänglichere „soziale“ Räume und politisch brisante(re) Felder abzuwandern drohen und Auseinandersetzungen zwischen Fußballfans einer Eskalation unterliegen.

⁴¹⁾ Vgl. M. Knaust/L. Linnemann, 10 Thesen zum Fanverhalten, in: Werder-Revue, (1982) 12, S. 20.

⁴²⁾ Ebd.

Olaf Leitner: Stimmungskanonen für die Kämpfe der Zeit. Die Unterhaltungskunst der DDR 1984 zwischen Resignation und Reorganisation

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 21/84, S. 3—16

Die ideologisch-ästhetische Wirksamkeit der populären Kultur wird als kultursoziologisches Phänomen im Westen kaum diskutiert. Die sozialistischen Länder aber haben den Bereich der „Unterhaltungskunst“ längst zum „Hauptkampfplatz der Ideologie“ bestimmt. Die DDR im besonderen muß das Überangebot kapitalistischen Entertainments kontern, das durch die Medien die Landesgrenzen überflutet und sich als Vermittler westlichen Lebensgefühls anbietet. Die Maßstäbe jedoch, mit denen diese als „Trojanisches Pferd“ ins Land kommende Fremdkultur wie zum Beispiel die Rockmusik nach eigenen sozialistischen Maximen umzuformen seien, erweisen sich als widersprüchlich.

Informationsdefizite hindern häufig daran, westliche Kulturererscheinungen richtig einzuschätzen und ihnen entsprechend zu begegnen. Andererseits bleibt sozialistische Unterhaltungskunst Indikator des real existierenden Lebensgefühls in der DDR, wenngleich verborgen unter Metaphern und Parabeln.

Nachdem es bislang nicht gelungen ist, eine spezifisch sozialistische Unterhaltung den Produkten „imperialistischer“ Vergnügungsindustrien entgegenzusetzen, man vielmehr deren ästhetischen Vorgaben kopierend folgt, wird derzeit ersatzweise die Administration neu geordnet, zumal die Populärkultur durch Abwanderungen prominenter Künstler geschwächt ist, wobei sich erwiesen hatte, daß öffentliche Treuebekennnisse zur Partei keine Garantie für adäquate Gesinnung darstellen. Durch Umorganisation speziell des Komitees für Unterhaltungskunst sollen politische Agitation und Willensbildung der Interpreten intensiver dem Reglement des „sozialistischen Realismus“ angepaßt werden. Besonders intensiv wird dabei die Rockmusik der DDR gefördert, gelenkt und tagespolitischen Zielen dienstbar gemacht (Aktion „Rock für den Frieden“). Dieser Bereich der Populärkultur erreicht etwa 35% der Gesamtbevölkerung und avisiert eine Zielgruppe, die besonders ideologisch indifferent und formbar ist, die Jugend.

Henning Haase: Mediale Gewaltdarstellung und ihre Effekte

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 21/84, S. 17—28

Einflüsse medialer Darstellung von Gewalt auf Erleben und Verhalten ihrer Rezipienten werden schon seit der Antike diskutiert. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat sich die empirische Sozialforschung dieser Thematik intensiv angenommen. Trotzdem ist die Frage, ob Betrachtung gewalttätiger Inhalte tatsächlich die Aggressionsneigung der Zuschauer, insbesondere von Kindern und Jugendlichen, steigert, bis heute nicht beantwortet.

In dem Beitrag werden die sozialpsychologischen Thesen, Hypothesen und Theorien über den denkbaren Zusammenhang von medialem Gewaltkonsum und realer Gewaltaktion referiert und an repräsentativen Forschungsarbeiten erläutert. Es zeigt sich, daß die Forschungsfrage nicht so leicht zu beantworten ist, wie es den Anschein haben mag. Kaum eine Arbeit liegt vor, die wissenschaftlichen Kriterien eines bündigen Beweises genügt. Wenn heute überhaupt etwas Vertretbares zum Thema gesagt werden kann, dann dies: a) die These, der Anblick gewalttätiger Inhalte helfe, ein sozial schädliches Aggressionspotential auf der Phantasieebene abzureagieren, läßt sich nicht aufrecht erhalten, b) unter sehr spezifischen Bedingungen ist eine Steigerung der Aggressionsneigung von Zuschauern über den Anblick violenter Vorbilder möglich. Kontrovers wird allerdings die Wahrscheinlichkeit dieser Steigerung in der Realsituation diskutiert. Die Möglichkeit einer Forcierung von aggressiven Tendenzen und Verhaltensweisen läßt sich in Laborexperimenten oft nachweisen. Unter realistischen Sehsituationen ist der Effekt gering, wenn überhaupt vorhanden. So wird die prinzipielle Wirkungskapazität violenter Medieninhalte von kaum jemandem bezweifelt, doch neigt eine nicht unerhebliche Zahl von Forschern dazu, Ausmaß und Wahrscheinlichkeit medieninduzierter Gewalt als vernachlässigbar einzuschätzen.

Reinhard Roche: Graffiti — Sprachliche Wirkungsmuster und Aktionsziele einer Kontrakultur. „- - beschmieren Tisch und Tuch, besprühen Haus und Wände“

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 21/84, S. 29—44

In dem Beitrag wird das Thema der Inschriften, Parolen, Sprüche und Zitate als aktuelle Äußerungsform einer „Alternativkultur“ aufgegriffen und an einer Fülle von Beispielen illustriert. Es wird versucht, durch eine sprachwissenschaftliche Analyse einen Überblick über die verschiedenen Äußerungsformen, Wirkungsabsichten und Sprachmittel zu gewinnen: Graffiti, Bankschriften und Demosprüche werden hinsichtlich ihrer Veränderungsintensität in fünf Gruppen eingeteilt und jeweils exemplarisch (semantisch-pragmatisch) erläutert.

Die Verwandtschaft mit Theorie und Praxis der Agitation ist auffällig ebenso wie das Zirkulieren in eigenen „Sprachspielen“ (Wittgenstein). Dadurch erscheint der Dialog mit „etablierten“ Gesellschaftsschichten abgebrochen. Das Selbstverständnis dieser „Kontrakultur“ wird verdeutlicht und ihre Motive und Aktionsformen werden erläutert, indem politische, soziale, philosophische und historische (Kritik an dem Sekundärwertsystem) Erklärungsmuster ergänzend herangezogen werden.

Die Provokation der „Etablierten“ ist ein Wirkungsziel; weniger klar dagegen erscheint die eigene, erneuerte Wertsetzung der Agierenden („Intellektuellenkultur“). Es wird versucht, die erkennbaren Umriss dieser (positiven) Vorstellungswelt und Aktionsformen abschließend nachzuzeichnen. Insgesamt wird der veränderte und verändernde Umgang mit dem Kommunikationsmittel Sprache bestürzend klar und verlangt insofern von der „Gesellschaft“ besonnene Reaktionen.

Helmut Heitmann: Jugendliche Fußballfans als gesellschaftliches Phänomen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 21/84, S. 45—54

Das allgemeine Meinungsbild zu jugendlichen Fußballfans ist unmißverständlich und geprägt von Stigmatisierungen und Kriminalisierungen. Ein Beitrag zur Aufklärung dieses Phänomens scheint somit dringend geboten:

Fußballfans sind sportinteressierte Zuschauer, die sich durch besondere, nicht auswechselbare Vereinstreue auszeichnen und durch auffällige auf den Bezugsverein verweisende Kleidung und bestimmte Aufenthaltsorte im Stadion von den übrigen Zuschauern unterscheiden. Ihre Gesamtzahl liegt zwischen 100 000 und 150 000; zumeist sind sie männlichen Geschlechts, wobei das Altersspektrum von ca. 12–25 Jahren reicht. Handlungsfelder für die Fans sind primär die Spielbesuche, wo sie mit lautstarken Sprechgesängen ihren Verein unterstützen. Gleichsam eine Fortsetzung der Begegnung auf dem Spielfeld stellen für sie die meist ritualisierten Auseinandersetzungen mit den gegnerischen Fans dar, die sich jedoch allmählich (nicht zuletzt auch aufgrund der Einwirkung anderer jugendlicher Subkulturen und verschärfter Systeme polizeilicher Kontrolle im Stadion) aus dem Stadion herausverlagern und dort offensichtlich gewalttätigere Formen annehmen.

Friedliche Zusammentreffen von Fans gegnerischer Mannschaften sind dagegen seltener, jedoch auch beobachtbar. Sie differieren allerdings hinsichtlich ihrer Intensität und Ausprägung erheblich voneinander.

Die Stammvereine selber begegnen der Mehrzahl dieser Clubs mit Desinteresse, abgesehen von Kontakten, die der Eindämmung von Ausschreitungen bei Bundesligabegegnungen dienen sollen. Dabei werden meist Wege beschritten, die einerseits auf bauliche Veränderungen im Stadion abzielen und andererseits an polizeitaktische Maßnahmen erinnern.

In den Massenmedien wird selten eine genaue Situationsbeschreibung von Fußballkrawallen gegeben; statt dessen wird mit skandalträchtigen und kriminalisierenden Schlagzeilen zu einer Stigmatisierung und Segregation der Fans beigetragen.

1978 wurde nun vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft eine Projektgruppe „Sport und Gewalt“ eingerichtet. Diese zeigt in ihrem 1982 veröffentlichten Abschlußbericht u. a. praktische Maßnahmen auf, die geeignet erscheinen, Krawallen und aggressivem Fansverhalten entgegenzuwirken. Gleichzeitig konstituierte sich 1982 in Bremen ein „Fan-Projekt“, für das die dortige Sportjugend die Trägerschaft übernahm. Ziel des Projektes ist es, Aufklärung über dieses Phänomen zu schaffen und Maßnahmen zur Eindämmung bzw. Verringerung der Gewalttätigkeiten bei Fußballfans einzuleiten.